



Wöchentlich Eine Nummer.
Preis vierteljährlich 2 Mark.

N^o 33.

Alle 14 Tage Ein Heft.
Preis 35 Pfennig pro Heft.

Graf Petöfy.

Roman
von

Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)



Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Am dritten Tag darnach kam ein Telegramm: „Wir treffen mit dem Mittagsdampfer ein; Egon.“ Und wenn schon in den Tagen vorher ein Lüften und Klopfen, ein Schieben und Stellengewesen war, so verdoppelte sich jetzt der Einrichtungseifer. Für Gräfin Judith wurden die Zimmer bestimmt, die neben denen ihres Bruders gelegen waren, während für Egon, wie schon bei manchem früheren Besuche, wieder die kleine Thurmstube hergerichtet wurde, womit der in seinem unteren Theile nur ein Treppenhause bildende alte Schloßthurm nach oben hin abschloß. Egon, wenn er hier wohnte, stieg dann oft und gern auf die Plattform hinauf und erfreute sich von dieser aus der wunderbar schönen Aussicht über den See. Der alte Graf behandelte dieß als „deutsche Romantik“ und spottete darüber, obschon er selbst in Dinge verfallen konnte, die viel romantischer waren.

Und nun brach der Tag an, wo sie kommen sollten. Franziska war früh auf, nahm noch einmal bis in die Thurmstube hinauf eine Musterung vor und stand eben auf dem Punkte, durch den großen Ghsaal in ihre Zimmer zurückzukehren, als sie Hannah's ansichtig wurde, die von dem der alten Kapelle gegenüber gelegenen Balkon her irgend einem

auf dem Schloßhofs stattfindenden Vorgange neugierig zuzusehen schien.

„Was hast Du?“ fragte sie, Hannah aber winkte nur halb geheimnißvoll, so still wie möglich heranzutreten, und als Franziska diesem Winke folgte, sah sie, daß eine Taube bemüht war, ein großes Wollknäuel abzuwickeln, das mitten auf dem Schloßhof lag und von einer der Mägde verloren sein mußte. Das Thierchen, eine Kropftaube, pickte beständig daran herum und ruhte nicht eher, als bis es einen wohl zwanzig Fuß langen Faden abgewickelt hatte, mit dem es nun, während das unten liegen bleibende Knäuel sich abwechselnd hob und wieder fiel, auf eine dicht neben dem Glockenstuhl befindliche Maueröffnung zuslog. Es war ganz ersichtlich, daß es den unten von ungefähr gemachten Fund benötigen wollte, sich oben sein Nest zu bauen, und als Hannah wahrnahm, daß Alles beinahe abgewickelt war, schickte sie sich an, an das alte Knäuel ein neues anzubinden, bloß um sich zu vergewissern, wie lange das Thier wohl in seinem Fleiße verharren würde. Franziska litt es aber nicht und sagte: „Du darfst es Dem, der sein Nest bauen will, nicht zu schwer machen.“

„Ich mach' es ihm nicht schwerer, als er sich's selber macht. Dieser Kröpfer kann ja den Faden, wenn er will, jeden Augenblick wieder fallen lassen.“

Es war nur ein kleiner und unbedeutender Vorgang, und doch hastete das Bild davon in Franziska's Seele. „Trieb!“ sagte sie. „Wohl nichts weiter als Trieb. Aber er bedeutet Arbeit und Mühe um Lebens und Liebe willen.“

Und sie hing diesen und ähnlichen Betrachtungen noch eine Weile nach.

Aber die Mittagsstunde war nahe heran, und der Graf ließ sagen, daß der Wagen in einer Viertelstunde vorfahren werde. Da galt es denn, sich zu eilen. Sie wußte, wie sehr er auf Pünktlichkeit hielt, und trat eine Minute vor der Zeit in sein Zimmer in leichtem Hut und schwarz und weiß gestreiftem Burnus, darin er sie mit Vorliebe sah. Die Kapuze mit der Quaste daran und mehr noch der feibenglänzende Stoff, der im Winde bauschte, kleideten sie in der That vorzüglich. Ein zweiter, leerer Wagen, ebenfalls zweiflügelig, folgte. Den Bergweg hinunter ging es in einem mäßigen Trab, unten aber jagten die Pferde durch die Tümpel hindurch, die hier noch überallhin von der Regenzeit her standen. Der Mais ragte hoch auf, so hoch, daß auf eine ganze Strecke hin der Ausblick gehindert war, kaum indeß, daß ihr Wagen die Maisplantage hinter sich hatte, so ward auch schon der Dampfer sichtbar, der auf die Anlegestelle zusteuerte.

„Rasch, rasch!“ rief der Graf, indem er dem Kutscher einen Schlag auf die Schulter gab und auf das immer näher kommende Schiff deutete, dessen unausgesehtes Läuten eine ganze Welt von Ankömmlingen erwarten ließ. Aber nur wenige Passagiere standen unter dem ausgespannten Dach, dessen roth eingefasste Borte lustig hin und her flatterte. Franziska glaubte die Gräfin schon von fern her erkannt zu haben und wies auf eine stattliche Gestalt in schwarzer Robe; der alte Graf aber, der schärfer sah, lachte herzlich, daß sie den Geislichen von Nagys-Basar, „der freilich noch schwärzer als Schwester Judith sei“, mit dieser verwechselt habe.

Fast im selben Augenblick, wo der Wagen hielt, hielt auch der Dampfer.

Egon, in Jagdrock und steyrischem Hut, sprang an's Ufer, umarmte den Oheim und küßte Franziska die Hand. Er schien in ausgiebigster Laune, freilich auf Kosten der alten Gräfin, die noch immer nicht sichtbar wurde. Die Tante habe sich zu Beginn der Fahrt auf Deck befunden und bei den gleichgültigsten Stellen im heftigsten Sonnenbrande tapfer ausgehalten, im Moment aber, wo der See breit und schön geworden sei, habe sie sich in die Kajüte zurückgezogen, nicht um zu schlafen, was er gelten lasse, sondern um eines seckranken Kanarienvogels willen, der seit etwa zwei Monaten mit Fehler die Herrschaft theile. „Mais voilà.“ Und nun wies er auf die Tante, die mit dem Vogelbauer in der Hand eben die Kajütentreppe heraufkam und gleich darnach auch die kleine Rollbrücke passirte, die man inzwischen von der Landungsstelle her auf das Schiffsdeck geschoben hatte.

Die Begrüßung war herzlich, weniger mit dem Bruder, als mit Franziska, deren Handkuß sie mit einem Kuß auf die Stirn erwiderte. „Wie gut Dir die Luft von Schloß Arpa bekommen ist! Vortrefflich. Du siehst besser und frischer aus als in Oeslau. Und das waren doch auch schöne Tage. Nicht wahr? Hörst Du noch dann und wann von dem reizenden Fräulein Phemi?“

Unter solchem Gespräch und Geplauder hatte man

von der Landungsbrücke her den Punkt erreicht, wo die beiden Wagen hielten, Franziska nahm im ersten neben der Gräfin Platz, Egon aber im zweiten neben dem alten Grafen. Und im Fluge ging es nun auf Schloß Arpa zu.

„Nun, meine liebe kleine Gräfin,“ sagte Judith, während sie die Quaste, die beständig hin und her flog, in Franziska's Kapuze zurückstopfte, „nun sage mir: come sta? Wie lebt sich's mit diesem Ungeheuer von Bruder, mit diesem Infidle, mit diesem Ueberbleibsel aus dem Nachlasse des Herrn von Voltaire? Du hast mir geschrieben, Du seist glücklich und Dein Teint und Deine klaren Augen scheinen es mir bestätigen zu wollen, aber, meine theure Franziska, Briefe lügen und Teint und Augen auch. Aber was nicht lügt, das ist die Stimme, und so sage mir denn, denn so schön und so frei fahren wir nicht wieder in die Welt hinein, sage mir also: bist Du glücklich?“

Franziska nahm Judith's Hand und küßte sie. Dann sagte sie, während sie zu der Gräfin aufschah und ihre Hand, die sich wie Wohlwollen anfühlte, fest in der ihrigen behielt: „Ich habe mehr Glück gewonnen, als ich erwartete. Der Graf liebt mich und ist edel und gerecht. Ob ich glücklich bin? Ich weiß es nicht, gnädigste Gräfin, aber ich hoff' es. Vielleicht kann man glücklich sein, wenn man es sein will, und ich hab' einmal gelesen, man könne das Glück auch lernen. Das hat mir gefallen. Und wirklich, es muß Mittel dazu geben.“

„Ja, das Gebet. Und vor Allem das eine: ‚Führ' uns nicht in Versuchung.‘“

Auch in dem Wagen, der folgte, ging das Gespräch. Etwas von dem Schlammwasser spritzte gegen Egon's Hut, der ihn abnahm, um ihn wieder zu säubern. „Sieh', gerad' an den Gensbart,“ sagte der Oheim. „Und so strast Dich denn der erste magyarische Tümpel für Dein unmagyarisch Herz. In allem Ernst, Egon, Du kannst in dem Gensbarte nicht zu dem alten Pejedics fahren, der, weil er eigentlich kein Magyar ist, selbstverständlich den Doppelmagaren spielt. Aber gleichviel, Deine Mutter war eine Peidsh, das vergißt man Dir nicht und fordert einen Reiberbusch oder eine Adlerfeder von Dir, so lange Du hier bist. Du kennst unsere kleinen Schwächen.“

„Und unterwerfe mich ihnen. Am wenigsten aber möcht' ich mir die Jagd und die Stimmung auf Schloß Falcabar verderben. Weißt Du, wer zugegen sein wird? Natürlich Szabó.“

„Der gewiß und sehr wahrscheinlich auch Perczel. Debaviany zweifelhaft. Familienmalheur. Im Uebrigen steh' ich mit der Nachbarschaft auf einem Grollfuß und weiß eigentlich so gut wie nichts. Man beliebt nämlich, meine Gräfin nicht gräßlich genug zu finden, oder bemängelt ihren Stammbaum. Ich bin aber nicht gewohnt, mir Vorschriften machen oder wohl gar alte Vorurtheilsalbernheiten als ebensoviele Weisheit aufdrängen zu lassen.“

„Und so lebt ihr denn ziemlich einsam?“

„Nein und ja. Jedenfalls einsam genug, um sich eines lieben Besuches doppelt zu freuen.“

Und damit fuhr ihr Wagen unter dem Portal fort in den Schloßhof ein.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Seit jenem Ankunftstage war eine geraume Zeit, über drei Wochen, vergangen und Egon längst wieder von den großen Jagden im Pejevic'schen Schlosse zurück. Man war mitten im Oktober und sprach bereits von Abreise, das wundervolle Wetter aber, das jetzt ausgleichen zu wollen schien, was der Regen vorher verschuldet hatte, schob den Termin immer wieder hinaus. Auch war es mit dem Aufbruch ein gut Theil weniger ernsthaft gemeint, als es den Anschein hatte, wenigstens von Seiten Egon's, der nicht müde wurde, das „sich in der Ellipse bewegende Leben oder, was dasselbe sagen wolle, das Leben mit dem Doppelmittelpunkte zweier Lanten“ als eine neue und höchste Daseinsform zu proklamiren.

Mit Franziska stand er überhaupt auf dem Neckfuß und versicherte, daß sie gleich vom ersten Augenblick an ihn in ihrer neuen Eigenschaft als „Magyarin“ enttäuscht habe. Schon am Dampfschiff hab' es begonnen. Er habe sie nämlich auf einem Kassepferd erwartet, im Reittkleid, mit wehendem Schleier und englischer Gerte, statt dessen sei sie wohlverwahrt in einem Korbwagen herangekommen, ganz wie protestantische kleine Comtessen, die zum Religionsunterricht oder zum Kinderball in die Stadt gefahren werden. Ja, so hab' es begonnen, und was er seitdem hier erlebt habe, habe seine Verwunderung und seine Betrübniß nur gesteigert und ihn mehr und mehr erkennen lassen, auf wie falschen Wegen sie wandle. Sie wolle magyarisch sein oder doch wenigstens werden und fange das Magyarische mit der Korrektheit an, während sie's umgekehrt mit der Unkorrektheit versuchen müsse. Korrektheit, und noch dazu solche, zu der man durch Grammatik und die kleine Kirchengröße von Szegenihaza herangebildet werde, sei durchaus alltäglich, und was alltäglich sei, sei nicht ungrisch. In Ungarn müsse das Leben in der Mittate genommen werden. Und er wette, daß sie, richtig geleitet, den Muth und die Geschicklichkeit und vielleicht auch schon ein Stück Vorbildung dazu besäße. Die richtige Leitung aber habe gefehlt. Das Nächste sei, den kleinen Geistlichen unten auf Urlaub zu schicken, für den Rest hoff' er sich persönlich verbürgen zu können.

Egon, wenn er so neckte, durfte der Zustimmung des alten Grafen jedesmal sicher sein, der nur noch hinzuzufügen liebte: Franziska habe zu viel von des Goldschmieds Töchterlein mit Gebetbuch und Trippelschritt; sie sei nicht bloß deutsch, sie sei sogar schwäbisch. Nur Gräfin Judith opponirte, wenn so gesprochen wurde, schüttelte den Kopf und wollte von Steeplechase nichts wissen. Franziska sei mehr auf die Betrachtung als auf die Durchlebung der Dinge gestellt und werde den Geistlichen, wenn er ausbleibe, gewiß schmerzlich vermessen; sie sah' es durchaus als ihre Pflicht an, um Franziska's willen in diesem Sinne zu sprechen. In Wahrheit aber sprach sie nur deshalb mit so viel Wärme für das Weitererscheinen des Herrn Curatus, weil sie persönlich nichts lieber hatte, als Plaudereien über Beichtgang und den Stand der Sittlichkeit in der Gemeinde.

Franziska, wenn der Kampf der Parteien in

dieser Weise tobte, horchte dankbar lächelnd dem Lobe zu, das ihr von der alten Gräfin gespendet wurde, war aber doch zu jung, als daß sie nicht die bald in Angriff genommenen Lektionen im Sattel denen in der Grammatik vorgezogen hätte. Mitunter schloß sich der alte Graf an, meist aber war es Andras, der das junge Paar in die Berge hinein begleitete.

Während dieser Ausflüge war es denn auch, daß sich Egon und Franziska recht eigentlich erst kennen und ein Gefallen an einander finden lernten. In der rasch durchtrabten Plaine sprachen sie wenig, aber in das Schluchten- und Waldeswirrwarr einbiegend, wo zwischen Gestrüpp und Unterholz hin der Weg erst gebahnt werden mußte, wurde ihr Gespräch lebhaft.

Egon zeigte sich dann sehr anders als im Kreise daheim. Er ließ den spöttischen Ton fallen, sprach ernst und einfach und vermied Fragen, die für ihn ohnehin so gut wie beantwortet waren. Er sah deutlich, daß Franziska vor einer Aufgabe stand, die schließlich ihre Kraft übersteigen würde. Sie gab sich freilich kühl. Aber war sie's? Er hegte Zweifel und sah sich eines Tages in diesen seinen Zweifeln bestärkt. In einem benachbarten adeligen Hause nämlich hatte sich ganz vor Kurzem erst ein Entführungsroman abgepielt, in dem eine Schwägerin Graf Devaviani's die Schuldige, nach Ansicht Anderer aber und zwar mit Rücksicht auf ihren sittenverdorbenen und grundschlechten Eheherrn die Heldin war. Auch Franziska trat für die Verklagte mit lebhaften Worten ein, und als Egon, übrigens mehr aus Ueberlegung als aus Ueberzeugung, ihr widersprach, wurde sie mit jedem Momente heftiger und erregter. Einer der ihr feststehenden Grundsätze und Lebenssätze sei der von der Gegenseitigkeit der Pflichten, und die Forderung, eine gewohnheitsmäßige Pflichtuntreue mit unerschütterlicher Pflichttreue beantworten zu sollen, empöre sie geradezu, ja mehr, sie fühle ganz deutlich, daß sie durch Verrath und Untreue, denen sie wie selbstverständlich hingeopfert werden solle, zu den extremsten Dingen hingerissen werden könne. Dank und Pietät, ohne die die Welt roh und gemein sei, seien ihr, so hoffe sie wenigstens, tief in's Herz geschrieben, aber ebenso tief berge sie den leidenschaftlichen Hang nach Wiedervergeltung in ihrem Gemüth, und wenn sie zurückblinke, so gäh' es für sie kein Gefühl, in dem ihre Phantasie so geschwelgt habe, wie in dem befriedigter Rache.

Egon, während sie so sprach, hatte sie von der Seite her scharf beobachtet und hielt sich von dem Augenblick an mehr noch als vorher überzeugt, daß die Kühle, die sie zeigte, nur Täuschung sei.

Sein Interesse wuchs aber, je mehr ihn diese Frage beschäftigte.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Auch die Beziehungen, die Franziska zur alten Gräfin unterhielt, gestalteten sich, soweit eine Steigerung überhaupt noch möglich war, immer freundlicher und erfuhren durch kleine, halb scherzhafte Meinungsverschiedenheiten keine Schädigung, weil man sich in ernsthaften Dingen einig wußte. Dieß

trat schon an einem der ersten Tage hervor, wo Gräfin Judith, ihre Scheu gegen Treppensteigen überwindend, einen speziellen, allerdings auch wohl von Neugier diktierten Anstandsbesuch bei Franziska gemacht und eine herzliche Plauderstunde mit dieser gehabt hatte. Gleich beim Eintritt war sie froh überrascht gewesen, dem Muttergottesbilde wieder zu begegnen, das sie sich sehr wohl entsann, in den Tagen ihrer Kindheit an eben dieser Stelle gesehen zu haben. Und wirklich, nur der Rosenkranz am Arm des Christkinds war neu hinzugekommen. Franziska, die rasch bemerkte, was im Gemüthe der alten Gräfin vorging, schob ihr einen bequemen Sessel heran, setzte sie sorglich hinein und sagte dann erklärend und in einem gedämpften Tone: sie habe sich wohl gedacht, daß ihr das Muttergottesbild eine besonders liebe Erinnerung sein werde, weshalb sie denn auch eine Weile geschwankt habe, ob sie's nicht von der Konsole herabnehmen und unten im Schlafzimmer der Gräfin aufstellen solle. Aber sie wolle es nur gestehen, sie habe sich ihrerseits nicht davon trennen mögen. Denn das Muttergottesbild sei das Erste gewesen, von dem sie hier auf Schloß Arpa begrüßt worden sei, noch früher als von Hannah, und so sehr sie sich im ersten Augenblick als Protestantin über diesen Gruß verwundert und beinahe erschreckt habe, so sei's ihr doch am andern Tage schon gewesen, als wüchse das kleine Nischenbaldach und nehme sie mit unter seinen Schutz.

Von all' diesem, als Franziska so sprach, war der guten Gräfin Herz so ganz getroffen worden, daß sie bewegt geantwortet hatte: Franziska habe recht gethan, das Bild an alter Stelle zu lassen; man solle, nach dem Sprüchwort, alte Bäume nicht verpflanzen, aber alte Heiligenbilder auch nicht, und so hoffe sie sich keiner Sünde schuldig zu machen, wenn sie rund heraus ausspreche, die Heiligen segneten überall, aber da, wo sie gerade stünden und schon von alter Zeit her gestanden, da hätten sie doppelte Macht und noch ganz besondere Wurzeln ihrer Kraft. Und dieser Kraft bedürfe der Eine mehr als der Andere. Franziska sei jung, und ein junges Herz, eben weil es jung sei, brauche zwiefach Trost und Beistand. Ein altes finde sich schon eher zurecht. Und darnach hatte man das Gespräch fallen lassen, das nichtsdestoweniger oder vielleicht gerade, weil man es still nachwirken ließ, das gute Verhältniß zwischen Beiden noch um ein Erhebliches befestigt und auch wohl Hoffnungen in dem Herzen der alten Gräfin angeregt hatte. Denn sie war nach wie vor nicht frei von dem Gange nach Bekehrung und hielt es mit dem Fischzuge Petri. Schon in Wien hatte sie mit Fehler die Möglichkeit eines Uebertritts erwogen und an dem Tage, der dem vorerwähnten Gespräche mit Franziska folgte, diesen Punkt auch brieflich wieder aufgenommen. Aber erst einem zweiten kleinen Ereigniß war es vorbehalten, sie hinsichtlich ihrer Konversionspläne mit voller, wenn auch freilich abermals mißverständener Hoffnung zu erfüllen. Das Ereigniß selbst aber war das folgende.

Schon bald nach Egon's und der alten Gräfin Ankunft auf Schloß Arpa war von einem Besuch unten in der Gruftkapelle gesprochen worden, immer

jedoch hatte sich's wieder zerschlagen, bis endlich seitens des alten Grafen, so wenig ihm persönlich an diesem Kapellenbesuche lag, ein Trumpf darauf gesetzt worden war. „Fahren oder Gehen“ stand allein noch zur Frage. Schwester Judith, die sich vor dem Bergab und mehr noch vor der raschen Zickzackbewegung fürchtete, entschied sich für Gehen mit dreimaliger Raft und zwar erst bei Tolby, dann bei den Hängeweiden und zuletzt bei Schmied Ambronn unten, in dessen Verwahrsam sich auch der Gitterschlüssel befand. Unten angekommen setzte man sich auf eine zwischen zwei Pappeln stehende Bank, gerade der Schmiede gegenüber, und sah dem Schmied, der eben ein Pferd beschlug, bei seiner Hantirung zu. Tante Judith war entzückt. „Sieh', Franziska, das hab' ich nun seit fünfzig Jahren nicht mehr gesehen, seit meinen Mädchentagen nicht. Wo hat man nur immer seine Augen? Nie da, wo man sie haben sollte. Man achtet auf so viel Schlechtes und Häßliches im Leben und auf das Gute nicht. Sieh' doch nur das Eisen, womit er den Huf abstößt, und das Sprühfeuer auf dem Herd.“

Der Schmied, als er die Herrschaften erscheinen sah, hatte sich bei seiner Arbeit unterbrechen wollen, war aber dem Widerspruche des Grafen begegnet. „Habe lange genug in Deutschland gelebt, mein lieber Ambronn, um euer Sprüchwort zu kennen: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Also nur erst fertig hier. Wir haben Zeit und die Todten auch. Uebrigens seht nur, wie Gräfin Judith Euch zusieht; sie verschlingt Euch fast, so gut gefallt Ihr ihr. Und ist nicht der schlimmste Geschnack, den sie hat. Nicht wahr, Judith? Aber dafür müßt Ihr sorgen, Ambronn, daß der Jung' am Blasbalg seine Schuldigkeit thut und daß die Funken immer höher fliegen. Haben wir die, so haben wir Alles, und es kann dann so lange dauern, wie's will. Ist dann, als ob wir Feuerwerk hätten.“

Der Schmied, der vornehme Leute sehr gut kannte, beeilte sich nichtsdestoweniger, und ehe zehn Minuten um waren, erschien er mit dem Schlüssel und bog, vorangehend, auf den kleinen Platz ein, auf dem die Kapelle gelegen war.

Es war ein Grasplatz mit zwei runden Asterbeeten und einem Kiesweg dazwischen; mitten auf dem Kiesweg aber stand eine Sonnenuhr. Egon wies darauf hin, als er mit Franziska vorüber ging. „Für wen?“

Und nun stieg der Schmied die Steinstufen hinauf und öffnete die große Gitterthür, dieselbe, durch die Franziska gleich am ersten Ausfahrtstage mit dem Grafen einen Blick geworfen und das Flimmern der ewigen Lampe gesehen hatte.

Drinne sah es etwas vernachlässigt aus, der Graf war eben kein Kapellenbesucher. Und nun gar eine Gruftkapelle! Staub und Spinnweben lagerten über Allem, und der unausgesetzt aufsteigende Qualm der ewigen Lampe hatte das steife byzantinische Marienbild, das an der Wand dahinter aufragte, halb überblaut. Die strengen Züge schienen noch strenger geworden, und nur das Christkind, das nach der Weltkugel griff, lächelte.

Franziska konnte sich von dem Bilde nicht trennen

und sah andächtig und bewegt hinauf, während Egon, der zum ersten Male hier war, ziemlich abgesspannt an den Särgen hinschritt und sie wiederholentlich zählte, trotzdem zur Feststellung ihrer Zahl ein einziger Blick genügte. Nur auf dem letzten Sarge lag ein Kranz, aber verweltet, weil er nur einmal alljährlich erneuert wurde.

Der alte Graf schien nicht viel interessirter als Egon, am lästigsten aber war ihm das Anstandsschweigen, die gezwungene Rücksicht auf Gebete, die, Judith abgerechnet, mutmaßlich von Keinem gesprochen wurden. Endlich trat er in die Lücke, die noch zwischen dem letzten Sarg und dem Wandpfeiler war, und sagte: „Sieh, Judith, zwei Plätze noch, für Dich und für mich. Kommt noch wer, so müssen wir zusammenrücken. Die Petöfys haben es an Politesse nie fehlen lassen.“

Franziska gab es einen Stich, als er so sprach. Gehörte sie nicht hieher? Ueberkam ihn plötzlich eine Standes- und Hochmuthslaupe? Nein, unmöglich. Wenn er sich eben halb scherzhaft seiner Politesse berühmt hatte, so wußte sie, daß er Eines besaß, das ungleich höher stand: Edelsinn und ein innerstes Widerstreben, Anderer Gefühle zu verletzen. Aber wenn es nicht Hochmuthslaupe war, was war es dann? War es, daß er sie zart und rücksichtsvoll in ihrer Eigenschaft als Protestantin nicht ohne Weiteres an die katholische Stelle hin einladen wollte? Sie kam zu keinem Abschluß und ging ernst und sinnend neben der alten Gräfin her, die, halb durch ihre Wünsche, halb durch ihre Korrespondenz mit Fessler präokkupirt, all' diesem Ernst und Sinnen eine andere Deutung gab und an die Möglichkeit dachte, daß der Moment vor dem verblakten Marienbilde doch vielleicht ein Erweckungsmoment gewesen sein könne.

*

Unter denselben Pausen, die man beim Hinabsteigen gemacht hatte, stieg man auch wieder bergan und war eben bei dem Teich und seinen Hängeweiden angekommen, als man etwas höher hinauf ein Schluchzen, Lärmen und Lamentiren hörte, das, wenn nicht Alles täuschte, von der Stelle herkam, wo hinter dem langen Weingange die Gärtnerei gelegen war. Und wirklich, als man sich mit so viel Raschheit, wie das Asthma der alten Gräfin nur irgendwie zuließ, jener Vorlaube genähert hatte, vor der Franziska damals an dem Voreftage mit so viel Devotion und Liebe von Seiten der Tolby'schen Kinder empfangen worden war, sah man, daß sich hier etwas Ungewöhnliches ereignet haben müsse, denn nicht nur lief Tolby wie von der Tarantel gestochen auf und ab, auch die beiden ältesten Töchter starren, den Kopf auf die Hand gestützt, in Traurigkeit vor sich hin, während vier Kleinere, von denen keines über sieben zählte, bald an dem Noth des Vaters, bald an Kleid oder Schürze der beiden älteren Schwestern hingen und jenes Wehgeschrei fortsetzten, das man schon auf Mittelhöhe des Abhangs gehört hatte. Franziska, die für alles Tolby'sche voll wirklicher Zärtlichkeit war, eilte, wie sie den Jammer sah, allen Anderen voran, den beiden ältesten Mädchen entgegen, aber ehe sie noch eine Frage stellen konnte, hatte sich Tolby

selbst schon vor dem Grafen in die Kniee geworfen und überflutete diesen mit einem Nebenstrom, in dem Marischka das dritte Wort war. Marischka sei fort, Marischka habe drunten auf der Wiese gespielt mit Stellmacher Szekeli's großer Aranka, die schon in's zwölfte Jahr geh', und mit Joldo's kleinem Görgeli, der noch kleiner sei als Marischka. Und mit Eins sei von der Seite her ein böses altes Weib mit einem rothen Tuch um den Kopf aus dem Erlensbusch herausgesprungen und hätte die Marischka gepackt und weggezerrt. Und das Kind habe nicht einmal geschrien, so tobangt sei es gewesen. Und der kleine Görgeli sage, sie hätten's in einen Sack gesteckt. Aber das sei nicht wahr, das sei bloß aus dem Märchen, wo die Kinder immer in einen Sack gesteckt würden, nein, das glaub' er nicht; aber weg sei die Marischka, und er müsse sie wieder haben, denn Marischka sei das Nesthühnchen und ein Engelnchen, und er solle nur die Gräfin gnädigste fragen, die wiss' es auch, daß es ein Engelnchen sei.

So ging es noch eine gute Weile, während die Kinder ebenfalls niederknieten und ihre Händchen falteten und jämmerlich weiter weinten und schluchzten. Es war rührend, die Liebe der kinderreichen Familie zu dem verlorengegangenen Liebling zu sehen, aber in das Rührende mischte sich freilich auch ein Beifall von komischem, der, wenn nicht von Judith und Franziska, so doch von Egon und dem alten Grafen empfunden wurde.

„Ja, Tolby,“ sagte dieser endlich, „ich will thun, was Du willst, aber Du mußt mir sagen, was und wie. Gegen wen hast Du Verdacht? Wohin sind sie gegangen? Und wen nehmen wir mit?“

„Istem Magyar, ich weiß: der Hanka muß helfen. So wir haben Hanka, haben wir auch Marischka. Hanka ist König. Aber Hanka hat Haß gegen Tolby, zweimal, erst Haß wegen dem Spiel, — und er machte die Bewegung eines Geigenstrichs — und dann Haß, weil Tolby gesagt hat — aber Tolby hat es nicht gesagt — das letzte Feuer, das sei von ihm, von dem Hanka gewesen. Aber wenn Graf sagen: ‚Hanka, hilf!‘ dann hilft Hanka und vergißt Haß. Denn Hanka liebt Graf und fürchtet Graf.“

Einem solchen Appell an Hülfe war natürlich nicht zu widerstehen, und so wurde denn, als man das Schloß erreicht hatte, sofort an „König Hanka“ geschickt, der alsbald auch zurückjagen ließ: er wisse nichts weiter, als daß drei Lager am großen See seien; an alle drei woll' er schicken und alle drei seinen Willen wissen lassen. Aber es werde sich Keiner zu dem Kindesdiebstahl aus freien Stücken bekennen wollen, und so werde man's doch suchen müssen, bis man's finde. Aber finden werde man's.

Nach Eingang dieser Nachricht beruhigten sich alle Parteien, am meisten Andras, der sich von Anfang an ziemlich kühl gezeigt und im Gegensatz zu dem Rest der Familie zu Hannah, die seine Vertraute war, dahin ausgesprochen hatte, daß das Tolby'sche Haus überhaupt auf zu viel Augen stehe. Was aber die Marischka betraf, so sei sie wohl ein Verzug, aber kein Engel. Ein Punkt, über den zu sprechen er um so geeigneter war, als er selber ungebührlich verzogen wurde.

*

Ja, man beruhigte sich, und Egon, als die Thee-stunde da war, stand bereits auf dem Punkt, Alles von der heiteren Seite zu nehmen. Zugleich sprach er gegen Franziska, die dabei zustimmend nickte, die Hoffnung aus, sie werde die für den andern Tag anberaumte große Suche mitmachen, immer vorausgesetzt, daß sich bis dahin nicht Alles wieder geregelt habe, was freilich das Wahrscheinlichste sei. Denn das ganze Gesindel hänge zusammen, und nachdem König Hanka seinen Ulas nunmehr erlassen habe, werde sich das „Engelchen“ am andern Morgen auf Toldy's Thürschwelle vorfinden.

Aber dieß erfüllte sich nicht, und als um die zehnte Stunde noch immer an keine Marischka zu denken war, brach man in zwei starken Trupps auf, von denen der alte Graf die für das linke, Graf Egon die für das rechte Seeufer bestimmte Kolonne führte. Bei der ersteren war auch Toldy, bei der zweiten aber Andras und Franziska, welsch' Letztere trotz alles Abmahns der alten Gräfin ihrer Neugier und einem kleinen in ihr aufsteigenden Abenteuerhange nicht hatte widerstehen können. Unten in Szegenihaza schloß sich dem Egon'schen Trupp auch noch der kleine geistliche Herr an, anscheinend um dem Ganzen eine höhere Weihe zu geben, in Wahrheit aber aus Vorliebe für die junge Gräfin und in dankerfüllter Erinnerung an die Stunden und Tage, die sein armes, kleines Leben einen Sommer lang beglückt hatten.

Egon hieß ihn willkommen, und in jagdgerechtem Absuchen immer wieder von der Peripherie der Gehölze her bis in das Innere vordringend, ritt man von Dorf zu Dorf, auch sonst noch auf jede Kleinigkeit achtend. Aber die Sonne stand schon ziemlich tief, ohne daß man einer Spur des Kindes begegnet wäre. Franziska hing den Kopf, während Egon in wirklicher oder erkünstelter Verstimmung über den Schuft von Hanka herfiel, der bloß große Worte gemacht habe, sehr wahrscheinlich aber mit im Komplot sei. Das ganze Vergnügen sei wie Dachgraben ohne Dach, und Alles in Allem habe der Zunge, der Andras, ganz Recht, wenn er von zu vielen Geschwistern im Hause Toldy spreche.

Bei solchem Geplauder waren sie bis in die Nähe der Südspitze des Sees gekommen, als sie plötzlich einige hundert Schritte hinter sich ein Rufen hörten und in raschem Sichwenden Andras erkannten, der, eine Strecke Weges zurückgeblieben, in seiner Linken etwas in die Höhe zu halten schien. Gleich darnach aber hörten sie, daß er Marischka's kleine Schuhe auf dem Grabenrande gefunden habe, ganz so wie hingestellt, um leicht und bequem gesehen zu werden; dieß sei der eine, den andern aber hab' er stehen lassen, um die Stelle nicht zu verpassen; er wette jetzt seinen Kopf, hier würden sie die Marischka finden, todt oder lebendig. Alle waren derselben Meinung und umstellten, als ihr Trupp heran war, eine von Disteln, Gras und Haidekraut überwachsene Gemarkung, auf der sie nun abermals wie zum Kesseltreiben vorgingen. Und siehe da, was man vermuthet hatte, traf ein, und zwischen hohem Farnkraut, ein Tuch unter Kopfe, lag das Kind und schlief. Auch ein Weniges von Brod war ihm in die Tasche ge-

steckt worden. Alles jubelte, sogar Egon, und Jeder bedauerte, daß der alte Toldy, weil bei der andern Kolonne, sein Glück nicht gleich erfahren könne. Zwei, drei Schloßleute brachen denn auch auf, ihn an der andern Seeseite zu suchen, der Nest aber legte das übermüdete Kind, das ruhig weiter schlief, in einen Korb und machte Kehrt, um nunmehr unter Führung des Geistlichen an demselben Ufer hin, an dem man gekommen war, den Rückweg anzutreten.

Dieß war ein mehr als dreistündiger Weg, den die vom langen Ritt sich ohnehin ermüdet fühlende Franziska nicht auch noch im Sattel zurückzulegen wünschte, weshalb sie vorschlug, lieber in der einmal eingeschlagenen Richtung bis zu dem nahen Nagy-Basar hin weiterreiten und von dort aus das letzte Dampfschiff zur Heimfahrt benutzen zu wollen. Andras sollte sie Beide begleiten.

Egon war mit dem Vorschlage zufrieden, und so ritten sie denn auf den Flecken und seine Dampfschiffstelle zu.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Es schlug eben Sechs in den umliegenden Dörfern, als Egon und Franziska, nur von Andras begleitet, auf Nagy-Basar zurrten. Was sie nach rechts und links hin vor sich hatten, waren Acker und Wiesen, und nur dann und wann unterbrach ein mit Tannen untermishtes Birkengehölz die sich bis an den See hin deh nende Plaine. Der Weg konnte keine halbe Stunde mehr sein, und so mußten sie das um sieben Uhr abgehende Boot noch bei guter Zeit erreichen, auch wenn sie nur Schritt ritten.

Aber gleich das erste Gehölz, das sie zu passiren hatten, gab ihnen einen Aufenthalt, indem sie ziemlich in der Mitte desselben einen Feuerschein zwischen den Bäumen hin wahrnahmen und allerlei Stimmen zu hören glaubten. Es schien ein Streit.

„Wir müssen hinein und sehen, was es ist,“ rief Egon, sein Pferd rasch herumwerfend, während ihm Andras und Franziska durch die weißen Birkenstämme hin folgten. Aber sie fanden nichts und kehrten endlich nach längerem Suchen auf die große Straße zurück.

„Ich hoffte schon,“ sagte Egon, „daß wir dem Toldy noch ein zweites, ein Pflgekind mitbringen könnten.“

„Dessen er sich in dem Glück über das eigene Kind auch sehr wahrscheinlich gefreut haben würde.“

„Ganz unzweifelhaft. Denn zu den vielen Un erklärlichkeiten des Daseins gehört auch die, woher die gewöhnlichen Leute, die sogenannten Enterbten der Gesellschaft, ihre Bärtlichkeit nehmen.“

„Ich dachte, daher, woher Andere sie gemeinhin auch nehmen oder doch nehmen sollten, aus dem Herzen.“

„Gewiß. Aber wo die Noth des Lebens nicht bloß mitspricht, sondern oft geradezu mitschreit, erscheint es mir immer räthelhaft, daß die Stimme des Herzens überhaupt noch gehört wird. Eine meistens doch nur leise Stimme.“

„Warum leise? Sie kann auch laut sein. Aber freilich, ich wundere mich nicht, Sie diese Sprache

führen zu hören. War Ihnen doch die ganze Suche von Anfang an nur ein Sport."

Egon biß sich auf die Lippen und sagte mit einem Tone, darin eine gewisse Schärfe lag: "Bielleicht." Aber rasch wieder einlenkend, fuhr er fort: "Ich begreife Sie nicht, Franziska. Welche Vorwürfe! Sie werden sich doch, Pardon, nicht auf das Gefühlvolle hin inszeniren wollen! Gerade Sie. Das ist ganz unmöglich. Ich möchte nicht gern über diesen Punkt eine Meinungsverschiedenheit oder auch nur Unklarheit zwischen uns herrschen sehen, und so lassen Sie mich Ihnen denn sagen, daß es in meinen Augen nichts Trivialeres gibt als Sentimentalitäten. Und darin, denk' ich, stimmen wir zusammen. Ich gönne dem Gesammthause Tolby sein Glück und sein Geschluchze, denn alle diese Menschen, die Weiber natürlich voraus, haben eine merkwürdige Gabe, zu jeder ihnen beliebigen Zeit in einen Strom von Thränen ausbrechen zu können, aber offen gestanden, ich habe kein Vertrauen zu der Aufrichtigkeit und noch viel, viel weniger zu der Tiefe solcher Gefühls-
effervescenz."

"Effervescenz!" wiederholte sie. "Welche Welt von Gleichgültigkeit drückt sich in diesem einen Fremdwort aus! Und diese Gleichgültigkeit haben Sie für das Höchste. Denn das ist es, wenigstens unter den irdischen Dingen. Ich kenne diese Leute, diese sogenannten 'Enterbten', und wenn ich mir nun ausmale, wie der alte Tolby das Kind in die Höhe hebt und es küßt und umhals't, und wie's dann reihum geht und Jeder es halten und wieder haben will, so wird es mir heiß und kalt um's Herz, und ich beklage geradezu, nicht Zeuge davon sein zu können. Wie leer ist Anderer Leben dagegen!"

"Anderer?"

"Oder sagen wir unserer, Ihres, meines. Ich habe nicht gelernt, aus meinem Herzen ein Geheimniß zu machen, und will es auch als Gräfin Petöfy nicht lernen."

"Ich erkenne Sie nicht wieder, Franziska."

"Weil Sie mich nie gekannt haben . . . Aber wir werden uns in Trab setzen müssen, Egon, oder wir verfehlen das Schiff."

Andras wurde herangerufen, um über die beste Richtung Auskunft zu geben, ehe er aber noch antworten konnte, hörten alle Drei schon das erste Läuten vom Dampfschiff her. "Allez!" und in einer rascheren Gangart ging es jetzt über einen Felsweg und gleich darnach in schräger Richtung über eine Wiese hin, um mit Hilfe dieser Schräglinie die Hälfte des Weges abzuschneiden. Aber in der Mitte der Wiese war eine Sumpfstrecke, darin die Pferde sofort so tief einsanken, daß sie kehrt machen und die Hauptstraße wieder aufsuchen mußten.

Endlich trotz alledem hatten sie Nagy-Basar erreicht und jagten nun, um das Versäumte wieder einzuholen, die lange, winklige Gasse hinauf auf den See zu, von woher eben das dritte Läuten herüberklang. Aber ehe sie noch die letzte Biegung gemacht hatten, löste sich das Schiff schon vom Vollerwerk und war bereits in voller Fahrt, als sie die Landungsbrücke zwei Minuten zu spät erreichten. Andras, im ganzen Stolz eines gräßlichen Dieners,

rief dem Kapitän ein ziemlich befehlshaberisches "Halt!" nach und erwartete nicht anders, als daß der Respekt vor seinem Grafen allerhand Wunder wirken werde. Dieß Wunder aber blieb aus, da Kapitän und Schiffleute weder Egon noch Franziska wieder erkannten, und so setzte das Boot denn seine Fahrt ruhig fort, während sich das an der Anlegestelle herumstehende Volk seiner kleinen Schadenfreude hingab und lücherte.

"Que faire?" fragte Egon, der sich rasch vom Pferde geschwungen hatte. "Wir werden uns in der nächsten Schenke wohl oder übel einquartieren oder vielleicht besser noch bis Mihalisfalva reiten müssen. Da finden wir etwas, das einem Gasthof ähnlich sieht."

Auch Franziska war aus dem Sattel gestiegen. "Ich denke, wir nehmen ein Segelboot und versuchen es mit einer Fahrt über den See . . . Sagt, Leute, wie lange fahren wir bis Szegenihaza?"

Diese Frage hatte sie an eine Gruppe von Personen gerichtet, die bis dahin in dem Ausdruck ihrer Schadenfreude voran gewesen waren, jetzt aber bei der Aussicht auf Lohn und Verdienst mit einem Male sehr ernst und respektvoll wurden.

"Zwei Stunden," sagte der Eine. "Drei," verbesserte der Andere. So ging es hin und her, bis man sich dahin einigte, daß es in dritthalb Stunden zu machen sei, wenn man ein kleines, leichtes Boot, ein Segel und zwei gute Ruderer nähme. Der Wind sei nicht ungünstig, Südwest, und die Sterne zögen immer heller herauf.

Alles Volk, das zur Hand war, war denn auch sofort bereit, ein auf den Strand gezogenes Boot wieder flott zu machen, Egon aber nahm Franziska's Hand und sagte: "Franziska, Sie nehmen die Sache von der romantischen Seite. Fast ist es, als trügen Sie Verlangen nach einem Abenteuer. Aber erinnern Sie sich, daß Abenteuer und Gefahr Geschwisterkinder sind. Ich habe Manches von diesem See gehört und muß Ihnen sagen, daß Sie Beides haben können, Abenteuer und Gefahr."

"Beides?" scherzte sie. "Nun, dann um so besser. Uebrigens vergessen Sie, daß ich aus einer Seestadt bin. Und weil ich es bin, weiß ich mit aller nur möglichen Sicherheit, daß es gerad' umgekehrt liegt und daß keine Gefahr im Anzug ist. Schifferleute sind die sorglichsten und beinahe ängstlichsten Leute von der Welt, und wenn ein Bootführer mir sagt: 'heute fahr' ich', so fahr' ich mit ihm, wohin er will, und wenn es in einer Rußschale wäre."

"Gut, ich bin es zufrieden. Unter allen Umständen würd' es mir schlecht anstehen, noch weiter abmahnen zu wollen. Also wir fahren!"

Andras hatte, während dieß Gespräch geführt wurde, die drei Pferde bei dem Schenkewirth untergebracht. Als er zurückkam, schwamm das Boot schon und abermals eine Minute später löste sich's unter dem Zurufen der Menge von dem Brückenpfehl ab, an dem man es kurz vor dem Einsteigen zu größerer Bequemlichkeit angekettet hatte. Jeder hatte seinen Platz: Andras am Steuer, Egon und Franziska dicht vor ihm; von den beiden Schiffs-

leuten aber, denen man sich anvertraut hatte, hielt der eine die Segelleine, während der andere schräg und bequem ausgestreckt am Boden lag und seinen wollhaarigen Mohrenkopf gegen die Kielspitze lehnte. Nichtsdestoweniger war er ersichtlich die Hauptperson und gab durch kurze Bewegungen mit seiner Stummelpfeife dem gegenüberstehenden Andras an, ob er mehr nach rechts oder nach links hin steuern solle.

Die Fahrt war entzückend, keine Welle ging, und Egon und Franziska, die den Blick auf den anscheinend in endloser Ausdehnung vor ihnen liegenden See frei hatten, konnten noch eine Zeitlang die durchglühete Rauchwolke des ihnen vorauffahrenden Dampfschiffs erkennen. Endlich aber schwanden Schiff und Glutschein und von Licht war nichts mehr sichtbar als die Pünktchen in den Güttenfenstern am Ufer. Andras begann ein Lied, unsicher erst und befangen; als aber gleich darnach sein Gegenpart am Kiel und einen Augenblick später auch der Mann am Segel einzufallen und Egon im Takte Bravo zu klatschen begann, wurde das Singen immer kräftiger und voller und klang melodisch in die Nacht hinein.

Egon nahm Franziska's Hand und sagte: „Wie schön!“

„Romantisch,“ neckte diese. „Zuletzt behalt' ich doch Recht mit dieser unserer Fahrt.“

Aber immer einsamer ward es. Die letzten Lichtfünkchen am Ufer erloschen und nur die Sterne glühten noch über ihnen.

So war eine Stunde wohl vergangen, und sie mußten eben den Punkt erreicht haben, wo zwischen zwei Bergmassen das Wetterloch und sehr wahrscheinlich in Folge beständig kreisender Luftströmungen eine von den Schiffen gefürchtete Trichterbewegung, ein Strudel, auf dem See war. Egon wußte von diesen Strudeln und ihrer Gefahr, aber auch wenn er nicht davon gewußt hätte, würd' ihn die plötzlich veränderte Haltung der beiden Bootsleute darauf aufmerksam gemacht haben. Der Jüngere, der bis dahin die Segelleine gehalten hatte, reißte plötzlich ein, während der Andere seine Pfeife beiseite warf und rasch aufsprang, um dem Andern bei seiner Arbeit behülflich zu sein. Ihr Singen hatte schon vorher aufgehört. Und nun nahmen Beide die großen Ruder zur Hand und griffen mit einer Anstrengung ein, die deutlich erkennen ließ, daß man entweder den Sturz ändern oder einen immer stärker werdenden Widerstand besiegen wolle.

Franziska hatte all' dessen nicht Acht und sah nur auf die blinkenden Tropfen, die vom Ruder fielen. Sie war müde geworden und bedauerte nichts weiter, als daß das Singen aufgehört habe. Plötzlich aber überließ es sie fröstelnd und fiebertig und sie sagte leise vor sich hin: „Mich friert.“

Wirklich, es kam eiskalt vom Gebirge her, während zugleich hoch oben in der Luft ein feines Getöse, ein unheimliches Pfeifen anhub. Und als Egon jetzt hinauffah, sah er, daß die Sterne fort waren. Er schwieg indeß und fragte nur Den mit dem Mohrenkopf, ob er nicht eine Decke für die Gräfin habe. Der nickte, gab dem Andern sein Ruder mit in die Hand und kam gleich darnach mit

zwei Decken zurück, die bis dahin in der Nähe des Steuers unter einem Stück Segeltuch gelegen hatten. Franziska stand auf und wollte sich darin einhüllen, aber sie hatte nicht mehr Kraft genug und streckte sich endlich auf Egon's Bitten am Boden des Bootes hin aus, auf dem man ihr eine Kopflage zurecht gemacht hatte. Dann nahm Egon die Decken und deckte sie zu.

Es war höchste Zeit, denn kaum daß sie so lag, so kam es auch schon wie eine Spirale die Luft herunter und hob das Wasser sammt dem Boot in die Höhe, als ob ein Rork gezogen würd. Dazu wuchs das unheimliche Gepfeif, und als Egon jetzt unwillkürlich dem wenigstens anscheinend auf der Spirale niedersteigenden Tone nach oben hin folgte, sah er, daß die Sterne wieder da waren. Aber sie standen jetzt an einem wunderbar durchglühten Himmel, und ihr Licht, das eine Stunde vorher noch so still und frieblich auf die Welt herabgeblüht hatte, sah jetzt auf sie nieder, als ob es Unheil und Untergang bedeuete.

„Mich friert,“ wiederholte Franziska, während sie mit der Hand auf ihre Schläfe wies; Egon aber, ohne sich zu bestunen, riß jetzt den langen blauen Schleier von dem neben ihr liegenden Reithut und wand ihn um ihre Stirn, und der freundlich matte Blick, der ihn traf, verrieth ihm, daß er's damit getroffen habe.

Die Bootsleute hatten mittlerweile die Ruder eingezogen, und Egon, der eine Hoffnung daran knüpfen mochte, fragte: „Sind wir heraus?“

Aber keiner antwortete.

„Soll ich helfen?“ fuhr er fort. „Wenn ihr müde seid, ich versteh's. Und Andras versteht es auch.“

Aber sie schwiegen weiter.

„Hört doch. Ihr habt noch zwei andere Ruder; gebt sie nur her. Vier können mehr als Zwei. Wir wollen mit anfassen.“

Alles still.

„Bassereimtete!“ rief jetzt Egon im Zorn. „Sprecht. Ich will Antwort haben. Wir kommen nicht von der Stelle, drehen uns bloß und müssen doch am Ende heraus.“

„Müssen?“ wiederholte der Aeltere nur, während er lächelnd seine Pfeife nahm und damit spielte.

Franziska war bis dahin halb apathisch dem Gespräche gefolgt. Sie sah nun, wie's stand, und Egon die Hand reichend, sagte sie: „Verzeih! Ich bin schuld.“

„Woran?“

„An unserem Tod.“

„Wir leben.“

„Aber wie lange noch? Und es ist auch das Beste so. Wenigstens das Beste für mich. Der Tod löst alles Wirrnitz, das ich heraufbeschworen habe. Was sollt' ich noch hier? Ich sterbe gern, ja, Egon, und gerade so, so. Das Glück bleibt mir treu bis zuletzt... Aber Du?“

„Nein, nein, Franziska. Es kann nicht sein; nicht so. Wir leben noch, müssen leben.“ Und er ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen.

In diesem Augenblicke schwieg das Pfeifen und

Singen oben in der Luft und statt seiner gab es einen schweren, dumpfen Schlag, wie wenn ein Segel im Winde hin und her klappt. Und dabei legte sich das Boot auf die Seite, so weit und so tief, daß es kentern zu wollen schien; aber als es wieder stand, griffen beide Bootskleute mit ihren Rudern ein, und Alle fühlten jetzt, auch Franziska, daß sie dem Tod entronnen und aus dem Trichter heraus seien.

Egon hatte das Steuer genommen.

„Wohin?“ rief er. Aber Der, der den Führer machte, wies nur auf ein Inselchen, das sie jetzt, keine hundert Schritte mehr entfernt, aus dem Wogen-schwall aufragen sahen. Es war ein Schieferfels mit angepölktem Schlick und Sand, an dessen Abhang die Möven ihre Nester hatten. Aber keine war zu sehen, alle steckten in ihren Felsenbüchern, und nur ein Fischweiber, so schien es, stand auf der kahlen Höhe und hielt Umschau.

„Wohin?“ wiederholte Egon seine Frage.

Doch statt aller Antwort kam diesmal ein Wellenstoß und warf das Boot auf den übersäumten Strand.

Alles sprang in die Brandung, und durch Schaum und Gischt hin watete man auf das Vorland zu, das zwischen dem Felsen und dem See lag. Allen voran Franziska, der mit der Hoffnung auf Leben auch die Lust am Leben wieder gekommen war, und als sie jetzt aus Tod und Brandung heraus mit einem Male wieder den trockenen Sand unter ihren Füßen knirschen fühlte, warf sie sich nieder und griff in den Sand hinein, als ob sie das Leben selbst mit aller Kraft auf's Neue erfassen wolle. Dabei sprach sie Dankesworte vor sich hin und weinte und schluchzte, bis ihr Weinen und Schluchzen endlich schwieg.

„Komm!“ bat Egon.

Aber sie hörte nicht mehr, und als er sie vom Boden emporhob, sah er, daß sie besinnungslos war und eine Ohnmacht ihr Leben in Banden hielt.

„Ist eine Hütte da?“

„Ja. Da, wo der Rauch zieht.“

Und sich unter einander ablösend, trugen sie sie die roh in den Felsen gehauenen Stufen hinauf, bis man oben vor der Fährhütte hielt.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Insel, darauf das Boot aufgelaufen war, lag nur in geringer Entfernung vom Ufer des Sees, so daß, als der Sturm eine Stunde später nachgelassen hatte, von Seiten Egon's beschlossen werden konnte, Botschaft an den alten Grafen zu senden. Ein zwölfjähriger Junge, der den See wie sein Vaterunser kannte, war auch zu der Botschaft bereit, setzte glücklich über und traf um zwei Uhr Nachts auf dem Schloß oben ein. Er fand noch Alles wach und übergab an Graf Adam einen Zettel, den Egon geschrieben hatte. Dieser lautete: „Gerettet. Franziska matt und erschöpft. Bei Tagesanbruch fahren wir mit der Fähr bis Szent Görgey, wo wir einen Wagen erwarten. Egon.“

Der Graf, als er gelesen, gab den Zettel an

Judith. Diese war in äußerster Erregung, sah in Allen nur Wunder und Gebetserhörnung und versprach, eine Kirchenschenkung zu machen, während ihr Bruder das Rettungswunder auf die zwei Bootskleute schob und sich dahin entschied, es diesen zugute kommen zu lassen.

„Im Uebrigen,“ schloß er, „da wir nun Egon und Franziska geborgen wissen, wollen wir auch uns selber bergen. Etwas Schlaf ist immer gut, es fehlt uns sonst an Kraft, uns morgen unserer Geretteten zu freuen. Denn eine Freude mit müden Augen ist nur halbe Freude. Also gute Nacht.“

Am andern Morgen regte sich bis zu verhältnismäßig später Stunde nichts im Schloß, und zehn Uhr war längst vorüber, als man sich endlich beim Frühstück traf und nach vorausgegangener herzlicher Begrüßung an ein Fragen und Erzählen ging.

Franziska hatte das Wort und sprach lebhaft und anziehend, aber obschon sie hinter ihrem Erzählereuonymée nicht eigentlich zurückblieb, so blieb doch Vieles in ihrem Vortrage dunkel und lückenhaft und gewann erst wieder Leben und Unbefangenheit, als sie mit gewohnter Vorliebe für die Kleinmalerei zur Schilderung des Fährhauses und seiner Zusassen überging. Alle Geschichten ihrer Kindertage seien ihr in demselben Augenblick wieder lebendig geworden, wo sie sich beim Erwachen aus ihrer Ohnmacht in dem aus Feldstein und Masten aufgebauten Fährhause mitsamt der alten Fährhaushege vorgefunden habe. Wirklich, Alles sei halb Märchen, halb Walter Scott gewesen. Aber kein Kaffee der Welt hab' ihr je so geschmeckt, wie dieser Fährhaus- und Hengenkaffee, was schließlich auch wieder nicht zu verwundern und jedenfalls kein Mirakel sei. Denn die Lage, darin man sich gerade befinde, bestimme nicht nur unser Thun, sondern auch unsern Geschmack, und während ihr, um nur ein Beispiel zu geben, bis dahin Blat und Torfqualm der Inbegriff alles Västigen und Widerlichen gewesen sei, denke sie jetzt mit Dankbarkeit an die Blat- und Torfqualmwolke zurück, aus der ihr in eben dieser Fährhütte das Leben neu niedergestiegen sei.

„Das Glück kommt immer in der Wolke,“ lachte der alte Graf, „und wer es nicht aus der Mythologie weiß, nun, der weiß es aus den Bildergalerien. Und Du darfst darüber nicht verlegen werden, Franziska, denn ich wage die Behauptung und erhebe sie hiemit zum Dogma: Alles, was noch gemalt werden kann, ist auch noch salonsfähig.“ Und dabei bleibt es, auch wenn Schwester Judith mir Blicke zuwirft, als ob sie den großen Bann über mich verhängen wolle. Sie vergißt eben ganz und gar, daß wir dem frohen Ereigniß, das sich zugetragen, auch ein Dankopfer zu bringen haben, und das meine besteht in etwas Uebermuth und guter Laune. Jeder nach seinen Kräften. Judith freilich wird auf der Rettungsinsel lieber eine Kapelle bauen und eine heilige Franziska darin aufstellen lassen, immer vorausgesetzt, daß es eine solche gibt. Vorläufig aber stell' ich ernstlichst zur Frage: wer fährt mit? In einer Stunde nämlich muß ich auf drei Tage zur Gerichtssitzung nach Gruz, diesem verdammtesten aller ver-

damnten Nester, das keinen Pflasterstein und auf tausend Mäuler in Bausch und Bogen dreitausend Müffel hat. Eins zu drei! Aber was sag' ich, eins zu drei? Wer eine Gerichtsitzung mitmacht, der rechnet sich noch ganz andere Prozentsätze heraus. Doch das beiseite. Was meint ihr, Egon, Franziska? Ihr könntet mich bis Mihalifalva begleiten und mir bei der Gelegenheit als erste Wallfahrer eure Rettungsinsel zeigen."

Egon und Franziska schwiegen unschlüssig, Judith aber war mit großer Entschiedenheit dagegen. Es sei besser, des Jüngstvergangenen in Andacht und Stille zu gedenken, als spöttisch und persiflierend aus dem Inselfen eine Pilgerstätte zu machen.

Der Graf lachte, war es aber zufrieden und brach allein auf, um an dem so wenig schmeichelhaft von ihm geschilderten Komitatsort einer dreitägigen Gerichtsitzung beizuwohnen.

Dreißigstes Kapitel.

Eintönig waren die drei Tage vergangen; Egon und Franziska mieden sich und trafen sich nur bei Tisch und beim Thee, und während der Stunden, wo sonst so lebhaft geplaudert zu werden pflegte, war es jetzt still, als ob man sich nichts zu sagen habe. Judith hatte dessen am ersten Tage nicht acht, am zweiten aber bemerkte sie's und am dritten sprach sie's unumwunden aus. Nun besannen sich Egon und Franziska wieder und nahmen ein Gespräch auf, lebhaft und pointirt und überhaupt anscheinend wie früher. Aber es lachte Niemand. Die Worte, die gewechselt wurden, entbehrten aller Unbefangenheit.

Am vierten Tage früh kam ein Telegramm aus Gruz, worin der Graf meldete, daß er statt am Vormittage, wie gewollt, erst spät am Abend eintreffen werde.

Das Blatt ging von Hand zu Hand, ohne daß eine Bemerkung gemacht worden wäre; dann aber zog sich Franziska zurück und sah, oben in ihrem Zimmer angekommen, in das Kaminfeuer, das lustig flackerte. Hannah erschien aus dem Nebenzimmer, um ein Scheit aufzulegen, eigentlich aber, weil sie sah, daß ihre Herrin und Freundin bedrückt war und sprechen wollte.

"Setz Dich auf das Kissen hier," sagte Franziska nach einer Weile. "So; hier. Und nun bleib' und erzähle mir etwas Hübsches, etwas Freundliches, etwas Trostreiches. Ich brauch' es so sehr. Ich habe Sehnsucht nach Wien, nach Welt und Menschen und wollte, wir wären erst fort von hier."

"Ich wollt' es auch, aber glaubst Du, daß es hilft?"

"Was?"

"Daß wir hier fortgehen. Ich meine, Fränz, es muß hier anfangen." Und dabei wies sie mit dem Finger auf Franziska's Herz.

Diese schwieg und sah vor sich hin.

"Ja, Fränz, Du mußt wieder einen Willen haben; konntest Dich doch sonst bezwingen. Aber die langen Regentage sind schuld, da fing es an. Und das Zweite war, daß sie die Marischka weg-

stahlen, und das Dritte, daß das Dampfschiff fort war. Ach, an Derlei hängt es immer, und in so kleine Haken haßt der Teufel am liebsten ein. Ich sorge mich jetzt vor dem, was kommt. Denn sieh' Dich vor, Fränz, ich versteh' mich auf Augen, und ein so gutes Herz er hat, so heißes Blut hat er. Er ist ein Feuertopf, und fällt erst 'mal ein Funke hinein, so haben wir ein Gefrassel und einen Krach und Knall. Ich beschwöre Dich, haßt Du mir nichts zu sagen, nicht ein kleines Wort, das mich beruhigen könnte?"

Franziska schüttelte den Kopf.

"Fränz, Gräfin," fuhr Hannah fort, "ich begreife Dich nicht. Du weißt, ich war damals dagegen, in Deklau schon und dann in Wien. Aber als Du's durchaus wolltest, da begab ich mich und dachte bei mir: 'Nun, sie muß es am Ende wissen, was ihr Herz kann und nicht kann.' Und Du berühmtest Dich auch. Und nun endet es so. Bezwinge Dich und denke, Du bist noch jung. Ich will Dich nicht mit Tugendrederei quälen; ach Gott, Tugend! Aber sei klug und bedenke, was Phemi Dir immer sagte: 'Bis Dreißig ist es nichts.' Und sieh', ehe Du Dreißig bist, bis dahin ist noch lang und ändert sich vielleicht viel. Du mußt nur warten können."

"Ich glaube wohl, daß Du Recht haßt, Hannah, aber es ist nun einfach zu spät. Und dann, dann... Aber ich will mich nicht bergen und flüchten dahinter; es wäre kleinlich und unedel gegen ihn und vielleicht Schlimmeres noch. Also lassen wir's. Ich fühle meine Schwäche, mein Unrecht, und ich bekenne mich dazu."

*

Als Hannah und Franziska so sprachen, war Egon erst in den Park und dann über die breite Dorfwiese fort in die Berge gegangen. Heute zu Fuß.

Es war derselbe Weg, den er in den ersten Wochen seiner Anwesenheit fast alltäglich mit Franziska gemacht und auf dem ihm das Gespräch über den Einführungsroman in der Devavianischen Familie zum ersten Mal einen bestimmten Blick in Franziska's leidenschaftliche Natur gegönnt hatte. Hoch oben, am Waldsaume hin, lag Tannen- und Birkenholz in Klustern aufgeschichtet, und müde vom Steigen nahm er auf einer dieser Klustern Platz. Er sah vor sich hin, zeichnete Figuren in den Sand und überdachte seine Lage.

"Was thun? Ich habe nur zwei Wege: weiter treiben oder Rückzug. Und der eine Weg ist um nichts besser als der andere. Weiter treiben und auf Geheimniß hoffen, — eine Hoffnung, die jedesmal trügt. Denn alles dunkel Verschwiegene wächst sich an's Licht, heut oder morgen. Also Rückzug, oder was dasselbe sagen will: Rückfall in die Gewissenhaftigkeit, in eine Gewissenhaftigkeit, an die Niemand glaubt und am wenigsten Die, der man damit zu sagen scheint: 'Ich bin gewissenhafter als Du.' Die Weiber haben dieß Rückzugsrecht, nicht wir. Unser Rückzug ist allemal Erklüftung oder Feigheit oder Ueberdruß. Oder wird doch so gedeutet. Also nur weiter! Wer ehrlich sein will, muß mit Ehrlichkeit anfangen."

Der Weg, auf dem er aufgestiegen war und auf dem er jetzt von der Höhe her zurück sah, lief wie ein Faden zwischen den Waldwiesen hin, und ein Wässerchen, das halb in Binsen stand, schlängelte sich nebenher. In den Binsen aber ging der Wind, denn seit dem Sturm auf dem See war wieder ein Wetterumschlag eingetreten, und grau-schwarze Wolken, aus denen dann und wann ein Regenschauer niederfiel, zogen endlos vom Gebirg her über das Schloß hin. Auch in diesem Augenblicke wieder lag der Glockenthurm in solchem Gewölk, und ein fahler Lichtschein, der von der entgegengesetzten Seite her auf die graue Wand fiel, steigerte nur das Unheimliche des Anblicks. Um ihn her die Stelle, wo das Holz aufgelastert lag, war windgeschützt, aber aus dem Walde kam dann und wann ein Luftstrom und schüttelte von dem überhängenden Gezweig einige Tropfen auf ihn nieder. Alles in Nähe und Ferne war wie in eine große Trübe gekleidet.

Er erhob sich endlich, um seinen Rückweg anzutreten, wollte jedoch den Schlingelpfad, auf dem er gekommen war, nicht wieder einschlagen und zog es vor, weglos über eine den steilen Abhang bedeckende Wiese hinabzusteigen. Diese Wiese war aber glatter und abschüssiger, als er dachte, so daß er sich, um nicht auszugleiten, an allerlei Gebüsch, Weißdorn und Hagrosen, festhalten mußte, die den ganzen

Abhang hinauf und hinab gepflanzt waren oder auch wohl sich selber gepflanzt hatten. An einem dieser Büsche blühte noch eine verspätete Rose; die brach er und nahm sie mit sich, einen Augenblick von der Hoffnung und fast auch von dem Glauben erfüllt, ein Unterpfand künftigen Glückes in ihr empfangen zu haben.

Aber welches war das Glück?

Und nun sprang er über den Binsenbach fort und hielt wieder die große Straße, bis er zuletzt an ein tieferes Wasser kam, das an seinem Uferrande von Werst und Weiden überwachsen war. Es hieß, daß erst ganz vor kurzem Einer an dieser Stelle gefunden worden sei, halb verschlammmt und begraben und nur die rechte Hand ausgestreckt nach dem niederhängenden Gezweig. Und Keiner wußte, war es Unthat oder ein Unglück.

In weitem Bogen ging er um das verschlammte Wasser herum, aber als er's im Rücken hatte, war ihm doch, als folg' ihm wer.

Er blieb stehen, da stand der Andere auch.

Und es überlief ihn eiskalt.

Erst nach einer Weile nahm er wahr, daß es der Wiederhall seiner eigenen Schritte gewesen, was er unheimlich und gespenstisch neben und hinter sich gehabt hatte.

(Schluß folgt.)

Aus der neuen deutschen Lyrik.

Im Schwarzwald.

Von
H. Pfaff.
(Ungeedruckt.)

Wo die dunklen Tannen sausen
Wundersame Melodie,
Wo die wilden Wasser brausen
Wogenschäumend spät und früh;

Wo der Felsen altersgrane
Märchenhafte Zacken drohen
Und der Abendröthe laue
Goldne Abschiedsgluten lohen;

Wo die Droffel leise klagend
Ihre holden Weisen singt,
Aus dem Dickicht finster ragend
Wilder Tauben Gurren klingt;

Wo in lichten Aetherwellen
Stolz der Weih die Kreiße zieht,
Düstereiche Nebel quellen,
Wenn der letzte Strahl verglüht;

Wo in Dörfchen bachumflossen
Froh der Burfch sein Mädcl schwingt,
Freier fahrender Genossen
Wanderlied zum Himmel dringt,

Hat auch mich in mächt'gen Wogen
Würg'ger Schwarzwaldluft umrauscht,
Bin ich frisch umhergezogen,
Hab' dem Vogellied gelauscht;

Und die lieben hellen Lieder
Zogen jubelnd in die Brust,
Tönten hallend in mir wieder
Wie im Echo unbewußt.

Weit vor ihrem Siegesklange
Floh dahin der Sorgen Schaar,
Schwarzwaldraben scheu und bange
Wurden drans für immerdar;

Zogen krächzend in die Tannen,
In der Schluchten dunkle Nacht,
Jauchzend schlich ich schnell von dannen
In die holde Frühlingspracht.

Die Erbtante.

Roman

von

Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)



Sechszwanzigstes Kapitel.

Der Lieutenant trainirte seine Pferde mit großem Eifer. Helene sandte jeden Morgen einen Blumenstrauß für die Tante und sprach bisweilen selbst vor, während ihr Vater ein weniger gern gesehener Besuch war bei der alten Dame und seltener das Glück hatte, von derselben empfangen zu werden, da er, trotz mancher ausweichenden und abschlägigen Antwort, immer wieder derselben seinen Rath aufdrang und allerhand Versuche machte, von derselben auf irgend eine Weise etwas zu erfahren über den Stand ihres Vermögens und wo dasselbe placirt sei.

Der Doktor ließ sich nicht sehen, trotz seiner Ungebuld, mit Marie zu sprechen und ein neues Begegnen mit Fräulein Wild zu ermöglichen. Als er am dritten und vierten Tage noch nicht gekommen war und Marie eine kleine Verstimmung bei der Freundin zu bemerken glaubte, schrieb sie ein Billet an den langen Herrn: die Tante lasse ihn bitten, doch einmal nach Asta, der Indierin, zu sehen, welche kränkelte. Er hätte zwar die Behandlung der Tante abgelehnt, würde aber gewiß nichts dawider haben, der Dienerin seine Hilfe angedeihen zu lassen.

Als Doktor Rudolph kam, fand er in dem Zimmer der Tante nur Marie, dafür aber fesselte seine Blicke ein Porträt, das der schönen Fremden, welches dort zu seiner großen Ueberraschung an der Wand hing. — Marie machte ihn auf dasselbe aufmerksam, trotzdem sie sah, wie es seine Blicke bannte, und erzählte ihm, daß ihre Freundin auf ihre dringenden Bitten sich für sie habe malen lassen. Dem war in der That so, denn Elisabeth hatte ihr diesen Wunsch erfüllt.

Sie sah, wie der lange, ernste Herr wie gebannt vor dem Porträt stand und es betrachtete, wie es in seinen dunken Augen aufleuchtete und zog daraus ihre Schlüsse. Sie entschuldigte die Tante und führte Asta herein, welche an einer leichten Erkältung litt. Er verschrieb etwas und sie verabredeten eine Ausfahrt in die Umgegend in Gesellschaft von Fräulein Wild; er theilte ihr mit, daß er sie vergebens im Theater gesucht hätte.

Ausfahrten und Theatergänge wiederholten sich in den nächsten Wochen, und mit Freude, aber auch mit einem Gefühl von Eifersucht bemerkte Marie, wie Elisabeth mit jedem Male dem Vetter gewogener wurde.

Der Präsident hatte beschlossen, auf Drängen der Seinen zu Ehren seiner Cousine ein größeres Fest zu geben; Karola theilte das der Gesellschaftsdame mit und wußte einige Worte mit einfließen zu lassen, in Folge deren die Tante abermals einen Griff in den Beutel that. Man war bereits gegen Ende September, die Tage waren kühl geworden, es sollte deshalb getanzt werden. Die Tante sollte den Genuß haben, einen gemüthlichen deutschen Ballabend zu sehen, gewiß ein lang entbehrter Genuß.

Karola und namentlich Frida schwelgten in angenehmen Vorempfindungen: ein Ball war ein Hochgenuß und gab dem Hause zugleich Relief. Viele alte Verpflichtungen konnten dabei abgemacht werden. — Der Präsident war weniger enthusiastisch, denn er fürchtete, die Tante Karoline würde sich selbst und sie Alle mit ihren seltsamen Gewohnheiten lächerlich machen, man könnte sie bereden oder wohl gar verspotten. Außerdem, dem von Sorgen so tief niedergebeugten Mann stand der Kopf wahrhaftig nicht nach solchen lästigen Vergnügungen; doch wollte er den Seinen nicht im Wege sein und ließ sich nichts hievon merken.

Der große Tag kam heran. Karola und Frida hatten ihre neuen Kleider von der Schneiderin erhalten, der Konditor und Koch schleppten Körbe voll guter Dinge herzu und auf dem Korridor klapperten die Flaschen. Lohndiener in weißen Halsbinden trieben ihr Wesen, und unten im Garten wurden bunte Laternen an die Zweige gehängt. Man wollte nämlich der Tante wegen das Fest nicht zu tief in die Nacht hinein ausdehnen, andererseits aber auch in seinem Vergnügen nicht verkürzt sein; in Folge dessen war schon zum Kaffee gebeten und die Zeit auf vier Uhr festgesetzt.

Die Einladungen hatten mancherlei Kopfschmerzen verursacht, doch war endlich Alles geregelt und der Wunsch, den Fräulein Werner aussprach, auf einige Stunden eine liebe Jugendfreundin mitzubringen, auf das Entgegenkommendste erfüllt worden. Die Tante wollte etwas später kommen, wenn der Tanz im besten Gang wäre.

Besonders erregt war Frida heute, denn ein Ball und noch dazu im eigenen Hause war für diese ein Ereigniß, ganz besonders aber freute sie sich darauf, dem schlechtesten Menschen, dem Rothkirch, einmal ihre volle Verachtung zeigen zu können, denn dieser befand sich mit unter den Geladenen. Am Morgen war der Doktor dagewesen, hatte nach Asta gesehen und wie gewöhnlich eine Weile vor dem

Bilde gestanden. Als die Tante ihm beim Abschied, — was sie sonst selten that, — die Hand reichte, fiel es ihm ebenfalls auf, trotz des ledernen Handschuhs, wie klein und zart dieselbe war, besonders für eine Person von Mrs. Macbuff's Korpulenz.

„Du kommst doch heute auf das Fest, mein lieber Sohn?“ hatte sie ihn gefragt, mit ihrer tiefen, rauhen Stimme.

„Vielleicht auf einige Zeit — soweit ich abkommen kann,“ versetzte er ausweichend.

„Nun, das freut mich, dann wirst Du haben eine angenehme Ueberraschung.“

Marie winkte ihm zu und deutete heimlich mit dem Finger auf das Bild. Der Doktor war mit einem Male wie mit Purpur übergossen.

„Haha! — siehst Du, jetzt wirst Du roth; jetzt geht Dir ein Licht auf,“ lachte die Tante mit rauhen Gurgeltönen. „O Du großer Thunichtgut, Du wirst auch nicht besser sein als die Andern!“

„Darauf mache ich auch durchaus keine Ansprüche, Frau Tante,“ erwiderte der Doktor mit einem Stirnrünzeln, nahm seinen Hut und ging. Marie eilte ihm nach.

„Machen Sie sich frei und stecken Sie eine besonders rosige Lanze auf heute, denn daß Sie es nur wissen, Fräulein Wild kommt heute um vier Uhr und wird sich gewiß sehr freuen, Sie zu sehen,“ sprach sie eifrig.

„Fräulein Wild, — hieher?“ versetzte der Doktor, sie mit grohen Augen ansehend. „Ich glaubte vorhin, es wäre nur ein Scherz von Ihnen.“

„Sie tanzt so gern und hat so wenig Gelegenheit dazu, da bat ich Ihre Verwandten, sie einladen zu dürfen.“

Dem Doktor versetzte irgend etwas den Athem.

„Ich werde mich pünktlich einstellen,“ erwiderte er, und eilig gab er Fersengeld. Er ging heute nicht, er fuhr zu seinen Patienten. Es war ein großer Wurf, den Elisabeth heute vorhatte; mit schwerem Herzen nur ging sie an's Werk: sie wollte sich einmal wenigstens den Verwandten zeigen als Die, die sie war, wenn auch unter einem falschen Namen. Sie wollte noch einmal ihre Verwandten studiren, sie wollte Rudolph sehen und mit ihm tanzen. Sie war ja jung noch und lebenslustig. Aber weil sie diesen sehen und abermals täuschen würde, war ihr bekommen zu Muth. Sie war unzufrieden mit sich selbst, denn Marie hatte sich nicht getäuscht, der stattliche, ehrenwerthe Mann hatte einen tiefen Eindruck auf ihr unentweihetes Herz gemacht, und wo es Ernst da drinnen ist, da fällt Verstellung schwer.

Sie sah es, wie der Better für sie, die Unbekannte, glühte, sie fühlte es, daß er ein edler, charaktervoller Mann war, dem man vertrauen konnte, den man wieder lieben mußte, seit der Zeit war sie mehr als je im Zweifel über die Zulässigkeit ihres Beginns.

Jetzt stand sie am Fenster hinter den Vorhängen, schon geschmückt für das Fest, einfach, aber geschmackvoll ohne allen Prunk gekleidet, und sah hinab auf den Hof und den Garten. Die Gäste fingen an sich einzustellen; zuerst einige unverheirathete Herren,

dann der Onkel Leopold und Helene, dann wieder einzelne Herren, — darunter Herr von Rothkirch, der kümmerliche und der Beau, — dann kamen ganze Wogen von jungen und alten Damen, mit Vätern und Brüdern, und im Garten wurde es lebendig. Immer mehr, Must zulezt, lautes Sprechen und Lachen; im Grün dort unten, welches der Herbst leise zu färben begonnen, überall bunte Farben hineingesät. — Auf dem Rasenplatz wurde schon getanzt, als Marie und ihre Freundin unter den Gästen erschienen. Der Präsident und Karola beeilten sich, die Fremden vorzustellen. Trotz ihres geringen Herkommens erregten ihre Schönheit und ihre guten Manieren Aufsehen.

„Zum Teufel, sind das nicht . . .?“ fragte der Beau, sein Glas in's Auge klemmend.

„Ganz recht, Lieber, die Gesellschafterin meiner Tante Nabob und eine Unbekannte aus Wien,“ unterbrach ihn der Assessor hochmüthig.

„Oh! — verd . . . t hübsche Mädchen! Spielen wohl hier ein wenig den Vock im Kohlgarten?“ meckerte der Kleine . . . „Aber apropos, Ihre famose Goldtante, kriegt man denn diese Karität nicht bald zu sehen?“

„Plus tard . . . doch verzeihen Sie!“ damit entzog sich ihm der Assessor und trat zu einem auffallend hübschen Mädchen, welchem er begann so offen wie möglich den Hof zu machen.

Karola bemerkte dieß und trat dazwischen. Sie verlangte, daß ihr Bruder zuerst Marie Werner begrüßte trotz der leider abschlägigen Antwort, die sie ihm gegeben hatte. — Mit möglichst arroganter Miene ging dieser an's Werk und prallte dann abermals erschrocken zurück und verlor die Haltung, als die fremde Dame sich ihm zuwandte: die Aehnlichkeit war aber auch wahrhaftig gar zu frappant. Wäre das dunkle Mal nicht gewesen auf der linken Wange und der veränderte Gesichtsausdruck, er hätte schwören mögen, es wäre die Lisa Luk.

Jenes kleine Mal hatte Marie mit schlaudem Vorbedacht der Freundin mittelst eines Stückchens Höllenstein auf die Wange gemalt an dem Abend, an welchem sie zum ersten Male in's Theater gingen, da sie Furcht hatte vor den scharfen Augen des Doktors und anderer Leute.

Der Tanz nahm einen heiteren Verlauf, so lange es anging, blieb man im Garten, dann tanzte man oben im Saal, und die Herren Reiteroffiziere, vor Allen der Beau und Herr von Rothkirch, machten den beiden Fremden tüchtig den Hof, ohne sich an manches Nasenrumpfen und die Stichelreden zu kehren, und Elisabeth und Marie amüsrten sich königlich, denn der Doktor wich fast nicht von ihrer Seite. — Frida verging beinahe vor Wuth und Eifersucht, und Karola ängstigte sich um Egbert, der dem Weine sehr zusprach; sie begriff auch ihren Bruder Egon nicht, welcher Helene auf eine ganz unnütze Weise auszeichnete. — Wozu eine derartige Uebertreibung?

Um acht Uhr empfahl sich Fräulein Wild trotz der Bitten des Doktors und des Bedauerns ihrer Tänzer unter dem Vorgeben, nach Haus zu müssen, und gegen zehn Uhr hielt die Tante aus Kalkutta

endlich ihren Einzug, — kurz bevor das Abendessen begann.

Ein Glück, — wie sie geahnt, war der Doktor fort, sie athmete freier und vermochte ihre Rolle nun besser durchzuführen.

Es ging zuerst ein Rauschen und Flüstern um die gedeckten Tische, man brachte die Taschentücher vor's Gesicht, um dahinter versteckt zu lachen und zu flüstern, oder man wandte sich ab, um nicht laut herauszulachen, es trat dann eine plötzliche Stille ein und Aller Augen wandten sich groß und erstaunt oder belustigt spöttisch auf einen Punkt: auf den Arm von Fräulein Werner gestützt, humpelte eine unförmliche, seltsame Gestalt herein in den Saal.

„Die indische Tante . . . die Begum!“ zischelte man, während der Präsident und Karola, Beide mit Gesichtern, die zum Malen waren, ihrer theuren Verwandten entgegen eilten.

„Meine Cousine, Lady Macduff,“ sprach der Herr des Hauses mit erhobener Stimme.

Und nun stand sie da, inmitten der Flut von Licht, das die Kronleuchter ausstrahlten, so originell, so abschreckend seltsam und lächerlich, daß den Anwesenden die Worte ausgingen und sie ganz Schauen waren für etliche Minuten.

Zur Feier des Tages hatte die alte Dame heute einen ganz besonderen Luxus entfaltet, um der Familie und deren Gästen eine sichtbare Ehre anzuthun. — Ihr Gewand bestand aus den kostbarsten, golddurchwirkten Stoffen, welche mit unübertrefflicher Geschmacklosigkeit den umfangreichen Leib einhüllten. Unter denselben kamen ein Paar plumper Schuhe zum Vorschein. Der Turban war mit Federn und blitzenden Agraßen vollständig überladen, an ihren Ohren und den in dänischen Handschuhen steckenden Gelenken blitzten kostbare Steine, diese sprühten bei jeder Bewegung ein ganzes Feuerwerk von grünen, blauen und gelben Lichtern. Am Gürtel hing wie immer der Fächer, in den Händen hielt sie ein seidenes Tuch und die Dose. Was aber der ganzen Erscheinung erst den Ausdruck des Lächerlich-Grotesken verlieh, war ein grüner, pappener Augenschirm, den die alte Frau über ihre Shawls und Schleier sich auf den Kopf gestülpt hatte, zum Schutze ihrer angegriffenen Augen, wie sie angab.

Sie lächelte und knixte in Einem fort, — der Anblick der frohen Gesellschaft schien sie offenbar ungemein zu interessieren, sie watschelte näher und knixte wieder.

„Bei meiner armen Seele . . . ein wahres Prachtexemplar!“ vernahm man plötzlich durch die momentane Stille, die feine, durchdringende Stimme des Kümmerlichen, der seiner Nachbarin die Bemerkung in's Ohr flüsterte, — freilich ein wenig zu laut.

Betroffen und verlegen schaute man dort hinüber, vor Allem der Hausherr und Egon, aber zum Glück nahm die Tante den kleinen Scherz sehr gut auf, ja noch mehr, sie schien diese Neuerung für eine Schmeichelei zu halten, denn sie schaute plötzlich nach der Gegend hinüber, woher dieselbe kam, winkte mit den Händen, lächelte sehr vergnügt und nickte, als bedankte sie sich für das Kompliment. Der Präsident stand wie auf Kohlen, während der Kommerzienrath

mit unangenehmer Hast sich herumwandte und sehr wüthend ausah.

Dieses kleine Intermezzo nahm aber zum wenigsten die Spannung von den Gemüthern, der erste Schrecken war vorüber, die Goldtante hatte offenbar Geld, das sah man, denn sie trug einen ganzen Schauladen von Juwelen an sich, sie schien aber auch eine gute alte Person zu sein, trotz des Augenschirmes und der Dose, das erwarb ihr sofort die Sympathie der Gäste und namentlich die des männlichen Theils derselben.

„Auf Ehre! Die heirathete ich gleich auf den Abbruch!“ brummte Herr von Rothkirch dem Beau in's Ohr.

„Scheint wahrhaftig eine alte, ganz gemüthliche Person zu sein,“ versetzte dieser. „Schau' nur, wie sie sich amüßirt. Komm', — wir lassen uns ihr vorstellen.“

Von allen Seiten drängte man sich bereits, um zu dieser Ehre zu gelangen, sein Lächeln verbergend oder sich über die Verlegenheit der Familie amüßend.

Marie Berner hatte häufig alle Noth, nicht laut heraus zu lachen. Die alte Dame hatte für Jedem ein freundliches Wort oder ein Lächeln. Sie blendete in der Nähe die Augen der Damen förmlich durch ihren Schmutz. Besonders herablassend, ja beinahe fordbial war sie gegen die Offiziere; — offenbar liebte die Gattin des tapferen Kapitän Macduff das zweierlei Tuch.

Dann führte man die Erbtante zu dem Ehrenplatz und das Souper begann. Zum Erstaunen der Gäste betrug sich die alte Dame ganz manierlich beim Essen, trank aber keinen Wein, was um so auffallender war, als Kenner vorhin schon bemerkten, daß dieselbe „Blume“ hatte, — sie roch nämlich ein wenig stark nach Rum.

Der Präsident athmete ein wenig auf, seine Gäste gewöhnten sich allmählig an den seltsamen Anblick, man gelangte ohne Zwischenfall bis zum Vratem und der Kommerzienrath ging bereits mit dem Gedanken um, einen Toast auf die Tante auszubringen, da erhob sich diese selbst.

Man glaubte zuerst, sie wolle die Tafel unzeitig aufheben, in der Annahme, das Mahl sei vorüber, aber mit Entsetzen bemerkte der Präsident, daß sie sich anschickte, eine Rede zu halten. Es war nichts mehr dagegen zu machen, es trat bereits jene Stille ein, welche solchen Gelegenheiten vorauszugehen pflegt, die Lohndiener gingen auf den Behen. Die Lieutenant's vergingen bald vor Lachen, trotzdem Marie in ihrer Nähe war, die Servietten kamen gar nicht mehr von ihren Gesichtern fort.

„Ladies and Gentlemen,“ hob die Alte mit ihrer heiseren Stimme an und ließ ihre Augen seltsam rollen unter dem grünen Schirm. „In England und in India unter die Engländer ist es Sitte, daß wenn man jetzt zum ersten Male seine Füße unter den Tisch von einem Freund, man hält ihm ein kleines Speech. Obgleich eine geborene Deutsche, will ich mich dieser guten Sitte doch nicht entziehen.“

„Sie ist zu kostbar!“ kicherte ein Wadfish.

Der Kümmerliche verging beinahe vor Vergnügen, so interessant war ihm die tapfere Alte und der ver-

legene Gesichtsausdruck der Mitglieder der Familie Steinfurt. Nur Egbert lächelte verächtlich.

„Ich kann sehr viel sage zum Lobe von meiner liebe Better,“ fuhr die Tante unterdessen fort, nachdem sie umständlich eine Prise genommen hatte, „er hat eine alte, kuriose Frau, wie ich bin, freundlich in sein home aufgenommen und läßt es ihr an nichts fehlen. Er hat auch zusammengebracht dieses Fest, um mir zu zeigen frohe Menschen. — Ich danke ihm; er ist ein würdiger, lieber Verwandter.“

Der Präsident stand da, mit dem Glase in der Hand, aufrecht, aber den Kopf ein wenig geneigt, die Blicke gesenkt, und rührte keine Muskel — ein Märtyrer.

„Ich hoffe, Sie Alle geben mir darin Recht. — Darum erlaube ich zu trinken ein Glas auf sein Wohl! . . . hep, hep, hurrah! . . .“

Sie rief das mit erhobener Stimme, verneigte sich, brachte das Glas an ihre Lippen und nickte dem Better zu.

Das laute hep, hep-Musen der Uebrigen schien ihr große Freude zu machen, noch mehr aber, daß die Gäste einer nach dem andern dann zu ihr kamen und mit ihr anstießen. — Sie sah ganz stolz aus, die alte Frau, und lachte Jedem zu. Dann winkte sie John, der mit unter der Dienerschaft war, aber steif, ihres Befehls gewärtig, in einer Ecke stand. John erschien denn auch sogleich mit einem Glase voll brauner Flüssigkeit und es roch plötzlich bedenklich nach kaltem Grog. Die Alte drehte sich herum und leerte zum größten Gaudium der Gäste ihr Glas auf einen Zug.

„Sapperment, die hat ein tüchtiges Gefälle!“ brummte Nothkirch sehr belustigt. Er hatte selbst ewig Durst und verstand das zu würdigen.

Der Präsident — mit hochrother Stirn — bedankte sich hernach für die Güte seiner Cousine und trank auf deren Wohl, dann sprach noch der Kommerzienrath einige unpassende Worte über das Glück, welches alle wahrhaft guten Menschen belohnt, eine zarte Anspielung auf die Schicksale der Tante, dann kamen das Dessert und der Champagner, und nun erhob sich die Alte plötzlich abermals und nahm, zum Entsetzen der Familie, unter den jungen Leuten Platz, gerade zwischen Nothkirch und dem Kleinen, denn die Dame, welche dort gesessen hatte, räumte freiwillig das Feld.

„Muß ein bißchen mich zu euch jungen Krieger setzen,“ sprach sie mit ihrer rauhen Stimme. „Mein seliger Mann war auch Soldat, Kapitän bei die reisles, müßt ihr wissen, und ich hab' gewohnt lange Jahre in die Baracken in Bombay und in Allahabad und in viele andere Orte noch; — bin ein richtiges Soldatenweib.“

„Freut mich außerordentlich zu hören,“ krächte der Kleine und blinzelte ihr listig zu, während die Umstehenden sicherten und die Damen roth wurden.

„O! — ich kenne das! — Wie gesagt, ich war lange Jahre in die Kasernen und Baracken — kenne die Herren Offiziere und ihre Mucken.“

Hier nickte sie sehr energisch mit dem Kopfe. — Allgemeines Gelächter.

„Schade, daß ich damals nicht dort war,“ versetzte Nothkirch mit einem vielsagenden Gesicht.

„O! — ich verstehe, ich verstehe!“ rief die Alte augenblicklich; „aber nix da! — Ihr seid ein Bruder Lustig; — mein Kapitän war eine ordentliche, solide Personage.“

Ein abermaliges schallendes Gelächter, welches dem Präsidenten durch und durch ging, belohnte diesen Ausfall, die Alte fühlte sich offenbar geschmeichelt, der Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit zu sein, und wurde immer lebhafter. Karola erhob sich und trat zu ihrem Vater, Eggon schaute ernst, beinahe drohend unausgesetzt herüber.

„Weißt Du aus Erfahrung: die jungen Herren Offiziers, — hüten Sie sich, junge Ladies, — die lieben alle den Wein oder den Grog und laufen nach hinter ein jedes hübsche Gesicht. Andere Städtchen, andere Mädchen, heißt's da. — O, ich kenne das! . . .“

Abermals große, andauernde Heiterkeit.

„Auf Ehre — die Alte ist kostbar!“ platzte der Kleine heraus, und die jungen Damen waren so roth vom Lachen oder vor Scham wie frisch gepflückte Rosen.

„Bei uns ist das anders, Lady Macduff,“ erwiderte der Beau, indem er sich vorstreckte, — „wir sind solide Leute.“

„Varisari! — machen mich nix weis! — Jugend hat keine Tugend, und Die's nicht eingestehen, sind die Allerschlimmsten.“

Mittlerweise saß auch Marie ein wenig wie auf Kohlen: Elisabeth verliebte sich offenbar in ihre Rolle; sie trieb es heute ärger wie je. Sie bemerkte, wie Karola und der Präsident mit einander flüsteren und was sie litten. — Gerade als John das zweite Glas brachte, stand sie auf und näherte sich der Tante. Gleich darauf umging sie leise die Tafel und bog sich zu dieser herab.

„Schon aufstehen?“ fragte dieselbe offenbar etwas widerwillig.

Marie nickte.

„Nun, — ich bin eine alte Soldatenfrau, ich parire Ordre. — Adieu, ihr junge Herren!“

Sie wackelte mit dem Kopfe, erhob sich schwerfällig und watschelte davon. Nach aufgehobener Tafel wurde sie in einer Ecke des Saales, wo sie Alles übersehen konnte, untergebracht. Karola setzte sich neben sie, gleichsam als Wache. Der Tanz begann auf's Neue, — ein Cotillon mit allen Chikanen.

Lieutenant von Nothkirch, der ein wenig tief in's Glas geguckt hatte, fand ein solches Gefallen an der „alten Schraube“, daß er sich nach kurzer Zeit wieder zu dieser gesellte, und bald darauf stellte sich auch der kümmerliche ein, der vom Tanzen nicht allzuviel hielt und sich der Unterhaltung widmete. — Beide setzten sich zu der Goldtante und führten das Gespräch mit ihr auf dem nämlichen Fuße weiter, wie vorhin. Der Beau machte sich mittlerweile bei Marie Berner interessant.

Elisabeth verursachte es ein kaum beschreibliches Vergnügen, ihre Courmacher von neulich hier abermals an ihrer Seite zu sehen und sie ein wenig zu mystifiziren. Sie war eben jung und lebenslustig, und der Uebermuth der Offiziere reizte sie. Sie hatte recht gut gemerkt, daß Eggon vorhin dem Kleinen

tüchtig den Leviten las wegen seiner unvorsichtigen Aeußerung, und sah, wie er, neben Helene sitzend und auch jetzt beim Tanzen, etliche Male finster herüber-schaute. Sie blickte öfters dorthin, denn Marie sah auf der andern Seite des Dragoners und bog sich, da der große Reiteroffizier sie mehr und mehr zu langweilen begann, immer häufiger und länger zu diesem und Helene hinüber, was sie um so eher thun durfte, da die anderen Damen ihr den Tänzer beinahe ohne Unterlaß entführten. Es fiel ihr nicht allein auf, wie freundlich Marie zu Egon war und wie lebhaft dort die Unterhaltung ging. Karola sah es, und alsbald stieg in ihrem ewig mit dem Wohle der Familie beschäftigten Hirn ein neuer, rettender Gedanke auf. Auch der Präsident bemerkte es und der Onkel Leopold — dieser mit Neid und Groll.

O, diese intrigante, habgierige Sippe! . . . wie wußte sie nicht die Tante zu umstricken und aus-zupumpen, denn natürlich bezahlte doch diese den ganzen Luxus heute, den theuren Champagner und die Lampreten. Sie würde nicht ruhen, natürlich, ehe sie das ganze Fett abgeschöpft hätte. — Und wie freundlich die Alte Karola zulächelte, und die Rede von vorhin! . . . Und dabei stand der Dragoner entschieden hoch in Gunst bei der jungen, einflußreichen Dame, und dabei ging der widerwärtige Mensch heute seiner eigenen Tochter kaum von der Seite, tanzte mit ihr sogar den Cotillon! Sollte der Hungerleider wohl gar auch Absichten haben auf sein Kind und seinen fetten Beutel? — Im Stande wäre er es schon. — Zwei Saiten auf seinem Bogen! . . . O! . . . Diese ganze Gesellschaft da lebte ja nur vom Intrigiren, Schulden-machen und Schmästen auf anderer Leute Kosten!

Finstere Pläne stiegen sogleich in ihm auf: die Alte mußte zu ihm! Er wollte dann auch ein Fest geben, aber ein ganz anderes als dieses hier. Und hernach . . . Nun, vor Allem wollte er darauf dringen, daß die thörichte alte Frau aus diesem Gaunerneste hier heraus käme und zu ihm. — Nach-dem er diesen Entschluß gefaßt hatte, begab er sich schnurstracks hinüber zu seiner Cousine Karoline. Er wollte sich nicht von der hochnäsigen Gesellschaft in den Hintergrund drängen lassen, daß ihn diese bei ihr verleumdete, war sonnenklar, sonst hätte Jene sich wohl nicht so oft vor ihm verleugnen lassen. Das sollte Alles anders werden.

Auch Frida, trotz ihres hübschen Kleides und des lang ersehnten Festes, sah finster drein und blickte ab und zu wüthend dort hinüber, ohne auf die zierlichen Redensarten ihres Tänzers zu achten. Der treulose Mensch, mit wahrhaft teuflischer List wich er ihr immer wieder aus. Sein Schuldbewußtsein erdrückte ihn, machte ihn feige, den Glenden! — Die ganze Freude war ihr dadurch verdorben, und um so gründlicher, als dieser Glende ihre Wuth gar nicht einmal beachtete, sich außerordentlich behaglich zu be-finden schien unter ihren Zornesblicken.

Egbert, bei dem der Wein bereits wirkte, saß mit zwei Kumpanen in einem der Hinterzimmer, hinter der Thür verborgen und spielte auf der Tisch-ede ein kleines Macao.*

* Ein bekanntes Hazardspiel.

„Warum tanzt ihr nicht, ihr loungers?“ fragte drüben die Tante Karoline ihre beiden Verehrer von der Reiterei. Glücklicherweise verstanden diese kein Englisch, aber Karola's Schreck war beinahe über-mäßig.

„Wir haben keine Lust,“ erwiderte der Husar mit seinem gewohnten Phlegma.

„Na, — nun seh' mir doch Einer diese neu-modischen Herrlein an,“ lachte die Alte mit rauher Stimme . . . „indeed, da hättet ihr mich 'mal sehen sollen, als ich jung war; kein Tanz wurde da verpaßt.“

„Glaube schon . . . glaube schon!“ meckerte der Kleine mit einer faunischen Grimasse, die ihm das Aussehen gab, mit seinem schmalen, faltigen Gesich-tchen, wie ein Säugling, der zu weinen anfangen will.

„Müssen eine famöse Tänzerin gewesen sein; — man sieht's heute noch. — Glaube, wenn Sie nur wollten, — so einen kleinen, gefühlvollen Walzer . . . Hehe! Empfehle Ihnen meinen Freund Rothkirch hier, ist ein wahrer Akrobat.“

Die alte Dame lächelte sich lebhaft und lächelte sehr geschmeichelt; — wahrhaftig, sie schien es zu überlegen, — Rothkirch erblaste.

„O, o!“ begann sie, „ein Walzer? . . . Nein . . . Ja, wenn es noch eine lustige gig wäre oder ein highland flink, wie unsere reißes ihn tanzten, sapperlot, da stünde ich heute noch meinen Mann!“

Der Kleine wollte sich wälzen, Rothkirch athmete auf. Anstatt seiner fühlte Karola sich immer be-kommener, und dieß um so mehr, als die alte, kost-bare Dame immer mehr Publikum anzog und mehr und mehr in Zug kam, die Unterhaltung zu führen. Sie suchte nach einem Auswege, aber sie fand ganz und gar nichts.

„Ja,“ sagte die Tante mit einem gewissen Lächeln, wackelte mit dem Kopf und nahm eine große Priße . . . „man war auch einmal jung und konnte sich sehen lassen! . . . O . . . mein Kapitän . . . der hatte Augen!“

„Bei meiner armen Seele, — die Alte ist un-bezahlbar,“ sicherte der Kleine dem Husaren in's Ohr und verschluckte sich dabei und begann ganz erschrecklich zu husten und zu lachen, beides durch einander.

Sie fing an mit dem Kopfe zu wiegen und trommelte auf den Deckel ihrer kostbaren Dose, da-bei sumimte sie leise im selben Takt eine seltsame, eintönige, aber scharf rhythmische Melodie: „Tam, tata-tam, tatatam, tatatam tam, — tam, tatatam tata-tam, tatatam tam,“ bis endlich Karola fragte:

„Was ist denn das, liebe Tante?“

„Mein liebes Kind — das versichst Du nicht, — das ist der Nigger-Tandango; sehr lustig — very gay!“ versetzte sie und hielt plötzlich inne, mit einem komischen Augenniederschlag, als hätte sie etwas Un-passendes gethan.

„Auf Ehre! Die Alte ist ein Prachtstück,“ brummte Rothkirch vergnügt . . . „hatte sie mir total anders vorgestellt. Schade, daß ich nicht ihr Nefse bin.“

„Es ist wohl sehr heiß in Indien?“ fragte hier eine zierliche Stimme, etwas schüchtern, aber offen-bar von dem Wunsche befeelt, an der Konversation

thätlichen Antheil zu nehmen. Sie gehörte einem jungen Referendar, mit einem rothen, fugelrunden, glatt rasirten Gesicht, welches noch dunkler sich färbte, als die großen dunklen Augen der Begum sich jetzt plötzlich mit einem beinahe ironischen Lächeln ihm zuwandten.

„Yes — in India ist es ein bißchen heiß,“ versetzte die tiefe, heisere Stimme.

„Ach bitte, erzählen Sie doch etwas davon,“ bat derselbe Diskant.

Man stieß sich unter einander an und lächelte.

„Wollen Sie machen eine Reise dorthin?“

„Das nicht, aber ich habe so vielerlei Interessantes davon gelesen . . .“

„Well, — will ich Ihnen erzählen: gehen Sie nicht hin — es fallen dort die Vögel aus der Luft vor großer Hitze — hundertundzwanzig Grad Tag und Nacht, aber wenn todt auch, nicht gebraten.“

Ein beifälliges Geräusch; die Alte hatte dem Zierpeter eins ausgewischt.

„Haben Sie gereist?“ fragte sie dann.

„Ein wenig, — in Schlesien und in der sächsischen Schweiz, Lady Macduff.“

„Well, — ich habe gereist zu Esel, zu Pferd, auf Dromedaren und auf Elephanten, mit Palankins und mit Schiffen, durch Afghanistan, durch ganz Indien, durch die Dschungels und bis hinauf auf den Himalaya,“ prahlte die alte Dame und schlug sich stolz auf die Brust.

Aller Augen waren gespannt auf sie gerichtet. Sie schob den grünen Schirm ein wenig herauf und fuhr mit einer theatralischen Bewegung fort:

„Ich hab' geschlafen unter Zelten und bei bloßem Feuer, unter Tigern und Schakals . . . O, ich haben viel gesehen und erlebt in meinem Dasein!“

„Haben Sie auch wohl einmal einen Tiger von Angesicht zu Angesicht gesehen, werthe Lady?“ fragte der kleine Referendar mit wachsendem Interesse.

„Ich! — einen Tiger?“ rief sie mit rollenden Augen und warf den Oberkörper zurück. — „Junger Mann — welch' eine seltsame Frage! — Ich, — ich selbst habe den Tiger gejagt und mehr wie einen habe ich eigenhändig erlegt!“

Allgemeine, tiefe Sensation! — Nur der kümmerliche war so skeptisch, dem Husaren in's Ohr zu flüstern:

„Bei meiner Seele, — ich glaube, die Alte schnurrt!“

„Junger Mann, lieben Leute, ich bin gewesen oftmals mit meinen Freunden, den Rajahs, in den Dschungels auf der Jagd nach Elephanten und wilden Thieren.“

„O, — das ist göttlich!“ rief der Referendar und drückte sich beide Hände vor den Magen.

„Bei Kalkutta wimmelt es von solchem Raubzeug; die Regierung zahlt Schutzgeld. — Zwanzigtausend Menschen werden allein in einem Jahre lebendig gefressen in die Umgegend von dieser Stadt.“

„Ach! . . . kaum möglich!“

„O!“ — hier leuchtete das Gesicht der Alten in stolzer Milderinnerung, — „will euch erzählen, wie ich kam einst in große Gefahr: war von meinem Freunde,

dem Rajah von Podsham, geladen auf eine große Jagd. — Wie wir nun sind mitten im hohen Schilf, ich sitze auf mein hohes Elefant, mit meine lange speer und meine Flinte und noch denke an gar nichts Schlimmes, springt plötzlich ein großes Tügerthier“ — hier riß sie die Augen unheimlich groß auf und erhob die Hände — „auf meine Elefant und kommt mit die Tage bis vorn an meine Sitz.“

„Auf Ehre! — die Alte lügt gottvoll!“ raunte der Husar dem Kleinen lachend in's Ohr, — ein wenig laut.

„Toll!“ versetzte Jener, sich die Seiten haltend.

„Wie ich das Tügerthier nun erblicke,“ — hier erhob die Alte den Kopf und schaute wahrhaft unheimlich — „ohne zu verlieren meine contenance, nehm' ich meine Büchse und pass, — schieße ihn gerade in das linke Auge. Todt war er. — Elefant brüllte vor Wuth und Kornak war so blaß wie eine Wand.“

„Kam mein Freund, der Rajah, angesprengt und rief:

„Mylady, — bekommen Schutzgeld! . . . Brav gemacht! — Das war einer von den Schlimmsten — der erst vorgestern Nacht einen von meinen Reitknechten aufgefressen hat . . . Alter Kerl, nimmt nur noch Menschenfleisch.“

„Auf Ehre, toll! . . . Glaubst Du's?“

„Kein Wort!“

Hier kam einer der Herren mit einem Orden, um die Tante zu holen. Sie nickte sehr geschmeichelt, steckte den Orden an ihre Brust, bat aber Karola, für sie einzutreten. Gleich darauf kam der Onkel Leopold und die Szene wechselte, denn dieser begann alsbald von dem Diskonto der englischen Bank zu sprechen, und daß derselbe auf Viereinhalb hinaufgegangen sei.

Elisabeth schenkte ihm nur wenig Gehör. — Der zudringliche, geldgierige Mensch war ihr verhaßt, dagegen fesselte ihre Aufmerksamkeit Karola, welche zu ihrem Vater getreten war, der blaß und erschöpft in einer Nische stand und von dort aus das Gebahren der Tante beobachtet hatte, wie sie sich und sie Alle lächerlich machte.

„Ich bin am Rande,“ stöhnte Jener, „die ganze Stadt wird morgen voll davon sein!“

Er warf einen langen, vorwurfsvollen Blick dort hinüber und bewegte die Hand.

Karola sah ihm besorgt in's Gesicht und nahm seine Rechte.

„Es ist nicht so arg, wie Du denkst, lieber Vater,“ versuchte sie ihn zu trösten, „sie ist barock, aber seelengut.“

„Laß Du nichts merken — geh' zu ihr, mein Kind,“ drängte der Vater. „Mein Bruder steht bei ihr; — ich traue ihm nicht. Ich bin überhaupt . . .“ Er unterbrach sich hier kurz. „Geh', mein Kind.“

Elisabeth sah die Mienen der Beiden und jene Geste und machte sich bittere Vorwürfe plötzlich: sie war zu weit gegangen, sie sah das ein; sie mußte einlenken, — ihnen irgend eine Freundlichkeit erweisen, die sie versöhnte. — Sie hatte besser von dem Onkel und namentlich auch von Karola denken

gelernt; ja Dektere nöthigte ihr sogar ein Gefühl der Achtung ab, das arme, freundlose Mädchen. Ein Gedanke fuhr ihr durch den Sinn; — sie ärgerte damit zugleich den lästigen Geldmenschen an ihrer Seite.

„Well, Better!“ sprach sie zu diesem, als Karola herzutrat, „bei fröhlichen Festen liebe ich keine Gespräche über Geschäftssachen. — Ah, da bist Du ja, meine Tochter . . . Ich danke Dir! . . . Aber nun habe ich Dir den Orden fortgenommen und keiner von die Gentlemen ist so courtois, Dir einen andern zu bringen. Nun, sei still, — ich will Dich halten schadlos. Du bist ein gutes, fleißiges Kind, ich muß Dich loben, Du hältst Deinen Hausstand fein in Ordnung.“

Karola wurde ganz roth über dieses unverhoffte Lob. Etlliche junge Herren eilten davon. Aber hiermit war die Sache noch nicht zu Ende. — Als wäre es nur ein Spielzeug, so gleichgültig löste die Tante eines ihrer Armbänder, einen schweren goldenen Reif, mit Brillanten und Smaragden von sehr hohem Werth, und reichte es der völlig sprachlosen Karola.

„Nimm das, nimm, mein Kind — es ist für Dich, für den Orden,“ drängte die Alte.

„Aber Tante! . . . Ich bitte Dich . . . das ist ja viel zu schön und zu kostbar für mich! . . . Das ist nicht möglich!“

Der Onkel schnitt ein ganz verzweifelt Gesicht, er hielt kaum noch an sich.

„Sie schmeißt das Geld mit Händen fort, ich sage es ja,“ murmelte er wüthend in sich hinein.

„Nichts ist zu kostbar für meine Liebe Niemand,“ versetzte die Tante mit Würde und schob es eigenhändig dem freudig erschrockenen Mädchen auf ihren hageren Arm. Gleich darauf, als wollte sie ferneren Dankfugungen aus dem Wege gehen, erhob sie sich und sagte leise: „Führe mich an meine Thür — ich will zu Bett gehen ohne Aufsehen.“

Sie nickte Allen zu, stützte sich auf Karola und humpelte davon.

„Gottvoll!“ rief der Husar, „wirklich gottvoll!“

„Auf Ehre, — ich bin ganz baff!“ krächte der Kleine hinterher. — „Glaube, es war für mindestens zehntausend Thaler . . . bei meiner armen Seele!“

„Mindestens! . . . Na, ich sage . . .“

Der Onkel Leopold war wüthend, — er hielt kaum noch an sich. Er fand zum Glück alsbald einen Ableiter: in seiner Gegenwart wagte der Lieutenant seinem Kinde den Hof zu machen, den Cotillon mit ihr zu tanzen, ja, sie mit solchen Augen anzusehen? . . . Kaum war die Tante hinaus, so eilte er auf das Pärchen zu und hielt es mitten im Walzer auf.

„Diese wüßte Art zu tanzen verbitte ich mir, Herr Lieutenant!“ rief er grob. „Ueberhaupt, was haben Sie mit meiner Tochter zu schaffen? — Hieher zu mir, Helene! . . . das soll ein Ende haben! . . .“

Helene erröthete und stand ganz beschämt und unschlüssig da: dieser Affront und so vor allen Leuten, — sie wußte kaum, wo sie hinschauen sollte. Anders machte es der Dragoner; dem ging dieses Mal denn doch die Galle über. Drohend hob er seinen Kopf und mit leuchtenden Augen stand er da, ohne Helenens Hand los zu lassen.

„Ich betwinge mich streng in den Grenzen des guten Tons — das kann nicht ein Jeder von sich behaupten, Herr Onkel,“ versetzte er hochathmend.

Helene entzog ihm leise ihre Hand, der Kommerzienrath wurde beinahe violett vor Zorn. — Ein Erzeß wäre sicherlich erfolgt, hätte der Lieutenant nicht gar so entschlossen drein geblickt und wäre Marie ihm nicht zu Hülfe gekommen.

„Sie sind sehr garstig, mein Herr. Warum stören Sie uns die Festfreude?“ sprach sie, neben Helene tretend. „Herr von Steinfurt ist in seinem vollen Recht. Ich hoffe, Sie werden diese strenge Ordre zurücknehmen.“

Es erfolgte ein kurzer innerer Kampf, der sich deutlich auf dem vollen Gesichte widerspiegelte, dann aber platzte der Kommerzienrath brutal heraus:

„Nein — ich leid's nicht! Was — noch Grobheiten obendrein, ich wüßte nicht, was sich paßt?! . . . Komm! . . .“

Ein kurzes, herausforderndes Nicken mit dem Kopf und er marschirte ohne Weiteres auf die Thür zu. Es hinderte ihn Niemand. Helene folgte gesenkten Hauptes.

„Gute Nacht, — verzeih' mir, ich konnte nicht anders!“ flüsterte Egon ihr zu. Sie sah ihn an mit einem Blick voll Liebe und Kummer und hauchte: „Gute Nacht!“

Das war kurz vor dem Ende des Festes. Um Mitternacht war Alles vorüber.

„Gott sei Dank!“ stöhnte der Präsident, als die letzten Gäste gegangen und die Lichter erloschen waren.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

„So, — das war das letzte Mal,“ sprach Elisabeth, ganz in Schweiß gebadet, aus ihrer Verwundung sich frei machend, „länger halte ich diesen Mummenschanz nicht mehr aus. — Man ist selbst nicht besser wie die Anderen, — man geht mit der Laterne und fraglich ist's, ob man selbst ein Mensch ist.“

„Du triebst es heute ein wenig arg, da wundert mich diese Fastenlaune,“ versetzte Marie, ihr helfend das Kleid ausziehen und sie befreiend von dem leichten Gestell, welches sie unter demselben trug.

Elisabeth lächelte, halb noch belustigt über ihre Pöffen von heute Abend, halb nachdenklich und wehmüthig.

„Es war mein letztes Debüt, — Du weißt, da läßt man etwas draufgehen. Es packte mich eine Laune heute Abend, ein Uebermuth, ich weiß selbst nicht wie und warum; leid wäre mir's, wenn ich Jemanden verletzete.“

„Ei, ei!“ rief Marie und drohte mit dem Finger. — „Ich meine, Du hast nun gefunden, was Du suchtest. Der Uebermuth, es war die Freude, welche etwas ausgelassen zum Durchbruch kam. — Leih' mir jetzt Deine Laterne, daß ich mir auch etwas suche.“

Elisabeth lachte herzlich, aber sie wurde roth zugleich und umarmte ihre treue Gefährtin. In Wahrheit, es sah seltsam aus in diesem Mädchenherzen, es war voll Lust und Weh, — ja, es hatte gefunden, was es suchte: als Rudolph ging heute, da

hatte sie es deutlich — ach! so überzeugend deutlich gefühlt, was er ihr war. — Mit ihm ging die Sonne unter, und was sie nachher that, es war nur, um sich zu betäuben. — Sie fühlte auch, es mußte das letzte Mal gewesen sein; ihre Rolle war nun ausgespielt, sie hatte keinen triftigen Grund mehr für ihr Spiel, — es fehlte plötzlich an jeder Entschuldigung vor sich selbst. Sie kannte ihre Verwandten nun genau genug, um zu wissen, was sie von ihnen zu erwarten hatte, sie waren nicht schlechter und nicht besser als der Durchschnitt der Menschen, der Onkel Leopold und Egbert ausgenommen, welche sie lebhaft abstießen. Dafür aber hatte sie ein Juwel gefunden, einen edlen, charaktervollen und schönen Mann, der sie liebte, ohne zu ahnen, wer sie war; ohne Flecken und Egoismus war seine Seele und hoch sein Sinn — ein Mann, an welchem ein Weib liebend und demüthig emporschauen konnte. Diese Liebe machte sie reicher, als all' ihr Geld.

Er hatte ihr nichts gesagt, mit keinem Wort, mit keiner Miene, aber seine Augen und seine Unruhe hatten ihn verrathen. — Sie hätte kein Weib sein müssen, um es nicht zu wissen. — O, er liebte sie — er liebte sie! . . .

Nun war die Welt wie verändert mit einem Male, nun zog es sie hin zu ihm, nun begann sie zu überlegen, zu hoffen und — zu fürchten. — Wie würde er, der ernste, ehrenfesteste Mann, von ihr denken, wenn er erführe, wer sie war, daß sie mit ihm und Anderen eine solche Komödie gespielt? Würde er ihre Gründe ehren, würde er ihr Benehmen billigen, würde er, Rudolph, der Menschenkenner, der ernste Arzt, sie noch lieben und achten können, wenn er erfuhr, wie sie ihn hintergangen hatte, — wie sie sich verstellen konnte?

Der Gedanke plagte sie während der ganzen folgenden Nacht und raubte ihr den Schlaf. Bald hätte sie laut aufjauchzen mögen vor Glück und Seligkeit, bald weinte sie still in ihre Kissen.

Marie hatte ihre liebe Noth mit ihr am nächsten Morgen, um sie zu beruhigen und es ihr auszureden, sofort Erklärungen zu geben.

„Wenn Du in des Doktors Nähe bleiben willst, so bleibt Dir nichts Anderes übrig, als noch ein wenig die Erbtante zu spielen,“ stellte sie ihr vor, „die Schuld, welche Du Dir aufbürdest, wird dadurch nicht größer. — Nur würde ich Dir rathen, Dich möglichst wenig als solche der Familie und dem Better zu zeigen. Du magst die Angegriffenheit Deiner Augen vorschützen.“

„Wohlan, es sei!“ versetzte Elisabeth nach längerem Ueberlegen, — „ich folge Deinem Rathe, ich bleibe noch, aber ich bin wie der Vogel auf dem Dache, denn ich fühle es, meine Zeit ist abgelaufen.“

Marie handelte mit gutem Bedacht: diese Liebe war noch ein bißchen neu, es konnte nicht schaden, wenn sie sich mehr befestigte. Je näher der Doktor ihre Freundin Elise Wild kennen lernte, um so weniger würde er hernach Anstoß nehmen an ihrer Komödie im Interesse einer guten Sache. Sie fügte ja Niemand außerdem ein Unrecht damit zu, im Gegentheil, sie spielte nicht wenig die gute Fee zu-

gleich in diesem Hause. — Sie wollte dafür sorgen, daß Elisabeth jetzt häufiger mit dem Doktor zusammenkam, als bisher.

Während sie hinunter ging in den Garten, um sich nach dem Befinden der Familie zu erkundigen, trat Egon in den Hof, finster blickend und ohne sie zu sehen. Sie näherte sich ihm und machte sich ihm bemerklich.

„Ei ei, Herr Lieutenant, so finster, und das nach einem Ball?“ fragte sie. „Gestatten Sie, daß ich Ihnen einen guten Morgen wünsche . . .“

Der Offizier wurde roth und bat um Entschuldigung. Er wäre in seine Gedanken vertieft gewesen und hätte sie nicht gesehen.

„Sie wollen ausreiten?“ fragte sie weiter.

„Ja wohl, mein Fräulein.“

„Zum Dienst?“

„Nein, nur ein wenig spazieren. Es ist so schönes Wetter.“

„Sie Glücklicher! — Wie gern möchte ich auch zu Pferde sitzen und die Welt durchstreifen!“

Er sah sie an, — er maß sie, ohne es zu wissen, beinahe militärisch von Kopf bis zu den Füßen.

„Sie haben noch niemals geritten?“ fragte er.

„Pardon, mein Herr! ich nahm einst vierundzwanzig Reittunden in Wien.“

„Das ist allerdings nicht viel.“ — Er blickte sie noch einmal an. — „Aber wenn Sie befehlen, das heißt wenn es Ihnen Freude macht, Fräulein Werner, mein eines Dienstpferd ist als Damenspferd geritten. Ich stelle dieß und mich selbst Ihnen ganz zur Verfügung.“

Die Verführung war groß, Marie widerstand ihr nicht.

„Ich danke Ihnen aufrichtig,“ antwortete sie, „es wäre das in der That eine große Freude für mich. Aber ich besitze kein Reitkleid,“ fügte sie plötzlich hinzu.

„Meine Schwester Karola ritt früher; — sie ist mit Allem versehen. Ich fürchte nur, es wird Ihnen nicht passen.“

„O, ich brauche nur den Rock — das Uebrige ließe sich leicht arrangiren,“ erwiderte Marie fröhlich.

„Wie gesagt, ich stehe zu Befehl — ich werde gleich satteln lassen.“

Nun ergriff plötzlich die Furcht das Herz der jungen Dame.

„Gleich in's Freie? — das wage ich nicht. — Wenn ich erst etliche Male in der Bahn reiten könnte.“

„Mit großem Vergnügen. Vielleicht heute Nachmittag?“

„Von Herzen gern.“

„Dann um vier Uhr.“

„Um vier Uhr — ich werde bereit sein und mich hoffentlich nicht zu ungeschickt anstellen. Schönen Dank im Voraus.“

Seitdem ritten die Beiden miteinander; Marie machte sich ein wenig zu dem Kameraden des Dragoners und wurde allmählig seine Vertraute. — Sie fand täglich mehr Gefallen an dem geraden, tüchtigen Manne; sie hatte sich vorgenommen, ihn zu trösten und ihn, wenn möglich, und Helene glücklich zu machen. — Beides gelang ihr nun freilich vor-

läufig nicht, denn seine Liebe, nach dem, was am Ballabend vorgefallen war, dünkte Egon hoffnungslos und ebenso war die liebliche Helene seitdem von der tiefschmerzlichen Ueberzeugung erfüllt, daß Entfugung ihr trübes Loos sei, bei der Feindschaft ihres Vaters gegen die Verwandten, denn niemals fiel es dem braven Mädchen ein, daß sie warten könnte, bis dieser todt sei. Sie weinte sich im Stillen die Augen aus über des Vaters harte Worte, sie schrieb an Egon, bat, ihm zu verzeihen, und tröstete ihn, aber wagte nicht ihn zu sehen.

Ein ferneres Hinderniß war, daß Egon zu den Herbstrennen mußte, um dort die Ernte zu halten, von welcher er lebte. Die Zeit war also zu kurz, um auf ihn einzuwirken. Ebenso näherte sie sich Helene und war insofern auch dort der gute Geist, als sie die Gebeugte tröstete, durch ihr heiteres, theilnehmendes Wesen sie aufrichtete — ohne natürlich von dem zu sprechen, was sie entdeckt hatte. Es gelang ihr auch, vor der Abreise Egon's ihm ein Zusammentreffen mit der Trauernden zu verschaffen, indem sie Helene persönlich abholte, unter dem Vorgeben, die Tante habe Sehnsucht nach ihrer Nichte, und es dann so einzurichten wußte, daß die Beiden auf neutralem Terrain zusammentrafen, nämlich unten im Garten, wo sie Niemand störte.

Der Onkel Leopold gab hernach ein höchst luxuriöses Fest, während Egon fort war, auf welchem die Tante für eine Stunde erschien, in großer Pracht, aber wortfarg, von ihrem Augenleiden geplagt, und dann wieder verschwand. Die alte Dame war überhaupt mehr und mehr für Niemanden sichtbar und verkehrte nur des Morgens und durch ihre Gesellschafterin mit der Außenwelt. Für diesen Zwang entschädigte sich aber Elisabeth reichlich als Miß Herford und vor Allem als Elise Wild. Letztere war jetzt fast alle Abend mit ihrer Freundin im Theater, während die Begum schlief, auch war sie einige Male im Hause des Präsidenten.

Um den Diplomaten von ihrer Fahrt fern zu halten, der leicht unbequem werden konnte, hatte Marie diesen mit der ganzen Schlaueit des Weibes in eine tiefe Herzensangelegenheit verstrickt: seltsame, feurige Briefe kamen an diesen seit einiger Zeit, eine Unbekannte stammelte ihm ihre Liebe in Prosa und Versen und bat ihn, da und dort hinzukommen, — natürlich stets am entgegengesetzten Ende der Stadt. — Sie müsse ihn zum wenigsten sehen, sich an seinem Anblick weiden, wenn sie ihn auch jetzt nicht sprechen könnte. Aber eines Tages würde sie frei sein und ihm ganz gehören dürfen! Sie sandte ihm die herrlichsten Photographieen, aber alle mit bis zum Munde abgeschnittenen Köpfen, so daß er nur ein jugendliches Kinn, den schlanken Hals und eine prachtvolle, reizend gekleidete Gestalt vor sich sah. Der Name des Photographen war mit peinlicher Sorgfalt entfernt. — Ein Lohndiener brachte, wenn er fort war, bisweilen herrliche Bouquets für ihn. In einem andern Briefe lag eine blonde Haarsträhne; ein Medaillon mit einem Porträt, ohne Kopf, kam durch die Post in seine Hände, — so daß er also auch greifbare Beweise jener Liebe hatte, ja man bat ihn sogar mit den glühendsten Worten

um eine Locke von sich — postlagernd! — Zu sehen bekam er jene Unbekannte nie, und so kam es, daß diese Intrigue ihn „fabelhaft“ aufregte und er stundenlang und bei jedem Wetter drüben in der Vorstadt, im Billenviertel herumpatrouillirte, immer in dem Gedanken, hinter irgend einem seidnen Vorhange stehe ein reizendes Weib, glühend vor Liebe, und schaue auf ihn . . .

Während Jener dort auf und ab ging, waren die beiden Damen in ihrer Loge und der glückliche Doktor war der Dritte im Bunde. Nach der Vorstellung fuhren sie Alle zu einem Restaurant und aßen fröhlich zu Abend. — Mit Vergnügen bemerkte Marie, wie die Beiden immer mehr Feuer fingen, wie der Doktor wahre Gluthen strahlte aus seinen sonst so ernsten Augen, und Elisabeth aufblühte wie eine Rose im Mai. Es war nur eine Frage der Zeit, es war klar, daß eine Erklärung erfolgen mußte. So ernst und so wenig von sich eingenommene Leute, wie Rudolph Arnstein, sind fast immer ein wenig unständig, ehe sie den entscheidenden Schritt thun. Der Doktor war nicht in der Übung im leichten Verkehr mit Frauen, wie so viele andere junge Leute. Die wahre Liebe macht ja auch schüchtern; außerdem, Arnstein wollte der so heiß Geliebten Zeit geben, ihn erst genauer kennen zu lernen. Er kannte ihre Verhältnisse nicht, sie sprach niemals von sich selbst, aber er hätte sie zu seinem Weibe genommen, auch wenn sie eine Bettlerin gewesen wäre. Sie hatte ihn gebeten, nicht nach Blasewitz hinauszukommen, sie reise in wenigen Wochen ab, hatte sie gesagt, aber sie käme wieder, vielleicht im Laufe des Winters noch, und würde sich sehr freuen, ihn dann in ihrer eigenen Behausung zu empfangen.

Der Doktor hatte sich das überlegt. „Ich werde warten bis zum Wiedersehen,“ sagte er sich, „die Gegenwart genießen und benützen, um ihr einen Einblick in mein Inneres und in meine Verhältnisse zu gewähren, und ist sie dann noch so wie heute, dann will ich's wagen.“

Es waren das glückliche, aber auch ernste Tage, aufregend ganz besonders für Elisabeth, welche in der fortwährenden Furcht lebte, er könnte sprechen und sie wäre dann zu einer Erklärung gezwungen, obgleich sie im Grunde doch nichts Sehnllicheres wünschte, als dem geliebten Manne eine solche geben zu müssen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Gegen Mitte November kam Egon von den Rennen zurück; er hatte ansehnliche Geschäfte gemacht, zwei erste Preise gewonnen und etliche zweite und dritte. Er konnte zufrieden sein, denn namentlich Pierröt versprach ein Matador zu werden. Aber seine Stirn blieb unvölkt und finster, er war in einer tief darnieder gedrückten Stimmung. Der Gedanke, Helene entfagen zu müssen, zehrte ihn auf, den starken Mann.

Seine düstere Stimmung paßte ganz zu den Mienen der Seinen, denn im Vaterhause herrschte wieder einmal die größte Noth: am Fünfzehnten war der Termin, bis zu welchem die Gläubiger des Präsidenten sich hatten vertrösten lassen. — Länger

warten wollten dieselben dieses Mal selbst gegen hohe Zinsen nicht, namentlich der Eine, der Zäheste von ihnen, drang auf Zahlung der ganzen Summe und drohte mit Klage. Die ganze Existenz der Familie stand abermals auf dem Spiele.

Der Präsident hielt sich kaum noch aufrecht; — Karola und er hatten lange Konferenzen. Du lieber Gott! Fünf Millionen im Hause und zu Grunde zu gehen, um lumpiger vierzigtausend Thaler willen Stellung und Ehre zu verlieren, mittellos dastehen hernach — schlimmer wie ein Bettler!

Karola hatte längst versichert, ihr Armband opfern zu wollen; der Werth desselben betrug aber nur achttausend Thaler, und es hergeben wäre ja doch nur gleichbedeutend gewesen mit der Erzwingung einer andern Galgenfrist. Der Vater verbat es, ebenso den Vorschlag, mit der Tante zu sprechen und diese um Deckung anzugehen. Die alte Frau mußte längst ahnen, wie es hier im Hause aussah. . . hatte sie überhaupt Lust zu helfen, dann hätte sie es schon gethan. — Er wollte seinen Kindern die letzte Stütze nicht rauben.

Am zweiten Tage nach seiner Rückkehr hatte der Präsident mit Egon eine lange und geheime Unterredung, blaß, den hellen Angstschweiß auf der Stirn, aber mit einer entschlossenen Falte zwischen den Brauen verließ der Dragoner das Haus, stieg später hinauf auf sein Zimmer und schrieb einen Brief.

Am Abend desselben Tages ging Egon in Civilkleidern, den Hut tief im Gesicht, der Vorstadt zu. Mit Erstaunen sah er in einer der besseren Straßen der Vorstadt seinen Bruder Egbert im Regen auf und ab patrouilliren, kaum daß er Zeit hatte, denselben auszuweichen.

Ein bitteres Lächeln zuckte um seine Lippen und seine Fäuste ballten sich, ein solches Weh durchzuckte ihn: sein Bruder ging hier auf leichtfertige Abenteuer aus, während er den schwersten Gang seines Lebens zu machen im Begriff war — er wollte Helene sagen, daß man ein Opfer von ihm verlange — das, ihr zu entsagen. Die Gartenpforte knarrte, er umfing die Geliebte und trat mit ihr in den kleinen Pavillon, der hinauschaute auf's Feld, auf dasselbe Stück Erde, über welches damals ihre Blicke hinstreiften, als sie dort drüben im Grase saßen, voller Hoffnung noch und Zutrauen, und über die üppigen Halme hinweg, welche der Wind wie Meereswellen bewegte, dem uralten Freund der Liebenden, dem Monde, in's hellleuchtende Angesicht sahen.

Egon's Hand zitterte in der der Geliebten; sie war zum Tode erschrocken, sie suchte trotz der Finsterniß in seinen Augen zu lesen. — Heute Nachmittag hatte sie seinen Brief erhalten: er mußte sie nothwendig sprechen, in einer dringenden, hochwichtigen Angelegenheit; sie möchte ihm diese Bitte nicht abschlagen. — Es war nicht die Sehnsucht, die ihn zu ihr trieb, wie in glücklicheren Tagen, es war die Noth, der Zwang, ein Muß, sie fühlte das mit dem Instinkte des liebenden Frauenherzens aus seinen kurzen Zeilen heraus. In Folge dessen verbannte sie alle Bedenken und schrieb ihm, sie erwarte ihn an der Thüre des Parks.

Sie verbrachte die Zeit bis zu der festgesetzten

Stunde in Angst und Zagen; zog sich ein neues Unwetter über ihren geprüften Häuptern zusammen? hatte es abermals Streit gegeben mit dem Vater, der nach wie vor bei der Tante vorsprach, aus Angst und um nicht in den Hintergrund gedrängt zu werden in deren Gunst? — An der Art, wie er ihr entgegentrat, an seiner Umarmung, an dem Zittern seiner Hand fühlte sie es deutlich, ihre Befürchtungen waren nur zu wahr; — freilich auf das, was folgte, war sie nicht gefaßt!

„Was hast Du auf dem Herzen, sprich! . . . Du bist kalt wie Eis, Egon,“ drängte Helene, welche die Unruhe verzehrte.

„Biel, Helene . . . ach, und sehr Schlimmes!“ versetzte er bitter, mit vor Empörung und Schmerz fast heiserer Stimme . . . „das Schlimmste . . . Wär's der Tod! . . .“

„Um Gottes willen, Egon! — was sprichst Du?“ rief Helene blaß, heftig erschrocken.

„Ja, — der Tod wäre eine Erlösung dagegen . . . bei meiner Ehre! — denn was ist das Ende gegen ein langes Leben voll Qual! . . . O, Du mein Liebling, Du mein Alles! . . .“

Der starke Mann umarmte das schwache Mädchen, lehnte seinen Kopf an ihre Schulter und schluchzte laut, wie ein Kind, so heftig übermannte ihn der Schmerz.

„Ein Leben voller Qual?“ fragte Helene langsam, indem sie den Geliebten zitternd an ihre Brust drückte und augenblicklich der Entschluß in ihr reifte, an seiner Seite zu stehen, um jeden Preis; wäre er in Gefahr oder Noth, Alles mit ihm zu theilen. — Mitleid, tiefer Schmerz und Opferfreudigkeit erfüllten ihr Inneres, während sie Egon küßte, ihn mit ihren Thränen überströmte und ihn tröstete, trotz Angst und Zagen, so gut sie konnte. Nach einer Weile hatte er sich gefaßt und richtete sich auf.

„Sag' mir Alles . . . o laß mich nicht länger in dieser Angst!“ bat sie und schmiegte ihre Wange an seine Hand. — Er zog die Geliebte an sich heran und schilderte ihr die Verhältnisse der Seinen. Sie waren Helene durch die Sarkasmen und Mittheilungen des Vaters gut genug bekannt. Er theilte ihr mit, daß es nur noch eine Aussicht auf Rettung gäbe für seinen Vater, für die Seinen und auch für ihn, — daß man ein Opfer von ihm verlange, und welches!

Sie bebte leise und schwieg, den Kopf tief herabgesenkt auf die Brust saß sie da, wie eine Blume, die ein achtkloser Hieb mit einem Stecken plötzlich vernichtete. — Ihr Herz stand still, sie meinte zu vergehen, so heftig war der Schmerz. — Ihn lassen! — ihn zu wissen an der Seite einer Andern, die er nicht einmal liebte obendrein . . . Er elend, sie elend — ein langes, freundloses Dasein! . . . Entsetzlich! . . .

Dann fühlte sie plötzlich eine helle Freude; einen Jubel im Innern.

„Aber wird Marie Deinen Antrag annehmen?“ rief sie und erfaßte mit beiden Händen seinen Arm. Ihr zarter Busen hob und senkte sich stürmisch . . . Ein Sonnenblick!

„Ich weiß es nicht,“ versetzte er dumpf. „Fräulein Werner ist freundlich zu mir . . . wäre ich eitel,

jetzt wo ich es mir überlege, ich könnte vielleicht sagen, sie zeichnet mich aus. Ob sie aber einwilligt — ich weiß es nicht, Helene . . . ich fürchte es . . . und dennoch, schickte sie mich fort, es wäre unser Ende! . . .“

Er schwieg und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Entsetzlich!“ flüsterte Helene und fühlte dann plötzlich einen Stich im Herzen, der sie beinahe laut aufschreien ließ: Egon ritt mit Marie spazieren, war täglich in ihrer Gesellschaft, sie zeichnete ihn aus — wenn sie ihn nun liebte?

Der Gedanke, daß ein anderes Weib den Theuren lieben könnte, war ihr zu fürchtbar; um ihn zu fassen . . . zum ersten Male fühlte sie den scharfen Stachel der Eifersucht.

Aber sie faßte sich mannhaft, sie erinnerte sich an das, was sie sich eben noch gelobt hatte — in Noth und Tod sein treuester Freund zu sein. Sie senkte das Haupt zum andern Male und weinte still und bitterlich. — Sie wollte entsagen, ihn freigeben, und bräde es ihr das Herz. Die Schande, welche die Familie treffen würde, konnte er ohnehin nicht überleben. Und so richtete sie sich auf und nahm langsam seine Hände und begann leise zu sprechen, mit zitternder Stimme anfangs, aber allmählig fester und zuversichtlicher, — mit der Blut einer Märtyrerin. Sie gab ihn frei, sie vernichtete eigenhändig alle Hoffnungen, welche noch im Hintergrund ihres Herzens geschlummert hatten, — ja sie redete ihm sogar zu, das tapfere Mädchen, sie befahl es ihm, als Sohn zu handeln, seine Pflicht zu thun; Gott würde es ihm lohnen, hier und im Jenseits.

Als er dann fort war, schrie sie laut auf vor Weh. Ihr schwindelte, sie fühlte, wie sich Alles mit ihr herumdrehte. Laufend erreichte sie das Haus und sank vernichtet in ihre Kissen . . .

Zuletzt rang sich die gequälte Seele frei, im heißen, selbstlosen Gebet, demüthig beugte sie ihr Haupt unter Gottes Willen und flehte zu ihm, daß er dem Geliebten beistehe, daß er ihn segnen und glücklich machen möge, auch ohne sie. — Ihr eigenes Herz, ihre Liebe legte sie auf den Opferstein.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Gegen zehn Uhr am nächsten Morgen, — das Wetter hatte sich aufgeklärt — sandte Marie hinüber und ließ den Lieutenant fragen, ob es ihm genehm wäre, mit ihr auszureiten. Eine halbe Stunde später wurden die Pferde vorgeführt und sie stiegen in den Sattel. Mit Erstaunen bemerkte die schöne Reiterin das eigenthümlich schweigsame Wesen ihres Begleiters, sein blaßes Gesicht und seine düstere Miene. Dabei war derselbe seltsam schön und sah sie nicht an, als hätte er etwas gegen sie. — Ihr Erstaunen wuchs, ja sie begann sich unbehaglich zu fühlen auf die Dauer. — Dann plötzlich fiel ihr ein, vielleicht war es der Kummer um Helene, wahrscheinlich eine neue Veranlassung zu Aerger, eine vernichtete Aussicht, — wer weiß! — Das Mitleid bekam schnell die Oberhand, sie begann mit ihm zu sprechen, während sie ihn aufmerksam beobachtete. Erst als

sie bemerkte, daß es ihm offenbar ein Zwang war, ihr zu antworten, schwieg sie ein wenig verlezt.

Sie bogen hinein in die herbftlichen Aleen des Hofgartens.

„Bitte anzutragen,“ sprach er, „etwas längeren Kandarenzügel und tiefere Handstellung.“

Das war instinktmäßig; sie kannte das, er war ein gewissenhafter Reitlehrer.

Sie beobachtete ihn abermals. Er sah bisweilen zu ihr herüber, aber star und wie in Gedanken verloren. Er war wie verwandelt heute. „Was er nur hat?“ dachte Marie beinahe besorgt. Sie schwieg aber und fragte nicht, und da er ebenfalls schweigsam blieb, so war es ein ziemlich peinlicher Spazierritt.

Nach einer Stunde kam man zu Haus. Er hob sie aus dem Sattel und überraschte sie mit einer Bitte; er ersuchte sie mit finsterner Miene und ohne sie anzusehen, um ein Gespräch unter vier Augen.

Nach einem langen, beobachtenden Blicke verlegte sie:

„Kommen Sie um zwölf Uhr in den Salon, ich werde dort sein, Herr von Steinfurt.“

„Es ist offenbar, er verlangt deinen Rath oder Beistand in der Angelegenheit mit dem Onkel Leopold. Man sieht's ihm ja an, wie niedergedrückt er ist.“ So dachte sie, indem sie die Treppe hinaufstieg, und war sofort entschlossen, ihm zu helfen. Sie begann, oben angekommen, sogleich mit Elisabeth davon zu sprechen und Beide überlegten, wie man den groben, unangenehmen Mann zur Räson bringen könnte.

Von oben bis unten neu angezogen, den Säbel an der Seite, den Helm im Arm stand Egon seit fünf Minuten schon drüben im Salon. — Er hatte sämmtliche Thüren desselben, bis auf den Eingang zu den Gemächern der Tante, verriegelt und startete nun schweigend, mit fest aufeinander gepreßten Lippen auf die Diele.

Ein Rauschen, — er blickte auf, Marie stand vor ihm. Sie bemerkte, wie er sich entfarbte und seine Brust sich hob. Sie sah auf seinen Anzug und den Helm und wurde mit jeder Sekunde erstaunter und bekommener.

„Sie sehen, mein gestrenger Herr Präzeptor, ich halte Wort,“ begann sie trotzdem heiter das Gespräch.

So unglaublich, ja unmöglich es nach Allem, was sie wußte, ihr schien . . . wie Egon jetzt nach einer sichtslichen Ausrerung den Mund aufthat, — noch ehe er gesprochen hatte, wußte sie, um was es sich handelte; wie ein Blitz fuhr ihr zugleich der Gedanke durch den Kopf: er opfert sich! Des Präsidenten sorgenvolle Mienen, die Verzweiflung in Karola's Zügen, des Lieutenants plötzlich ganz verändertes Wesen . . . sie zweifelte nicht einen Augenblick.

Aber sie erfaßte nicht Zorn, weil man sie zum Gegenstande einer Spekulation machte, sondern tiefes, herzliches Mitleid, denn sie achtete den Mann, der hier vor ihr stand, und hätte er nicht eine Andere, sondern sie selbst geliebt, — wer weiß, ob sie nicht mit Freuden Ja gesagt hätte. Bei ihm waren es sicherlich keine unedlen Motive, welche ihn zu diesem Schritte trieben; man brauchte ihn bloß anzusehen, wie verhärtet er war und doch fest entschlossen.

Der Mann hatte auf alles Glück verzichtet, um den Namen Steinfurt, um die Ehre des Hauses zu retten. Augenblicklich war ihr deshalb auch das Benehmen klar, welches sie gegen den wunderlichen Freier — den zweiten von den Brüdern, einzuhalten hatte. Fester wie jemals war sie entschlossen, ihm zu helfen.

„Gnädiges Fräulein,“ hub Egon mittlertweil an, und das helle Blut der Scham stieg ihm dabei in das ehrliche Gesicht, er wagte nicht, sie anzusehen. „Wenn ich Sie vorhin bat, mir Gehör zu geben, so war das, um Ihnen zu sagen . . .“

„Ja, so feierlich?“ unterbrach ihn Marie mit einem Lächeln, warm wie Sonnenschein. Er blickte auf und senkte schnell wieder die Wimper, als hätte er ein böses Gewissen. „Und so in Gala!“ fügte sie hinzu.

Egon athmete einige Male tief, dann fuhr er fort: „Gnädiges Fräulein, es ist vielleicht eine Annäherung . . . aber Ihre Güte gegen mich . . . ich . . .“ hier senkte er das Haupt noch tiefer und wußte nicht gleich, wie er fortfahren sollte; dann faßte er einen gewaltsamen Entschluß und stieß beinahe in Haß die Worte heraus: „Ich liebe Sie, und wollte Sie fragen . . . bitten, ob Sie mich erhören können?“

Nun er es aussprach, umflorten sich trotzdem Mariens Augen und erröthete sie nicht minder als er selbst, war nicht weniger verwirrt und ergriffen.

Sie sah ihn an mit einem langen, seltsamen Blicke, sie trat auf ihn zu und erfaßte seine schlaff am Körper herunterhängende Rechte. Kaum fühlte er die zarte Berührung, so schrak er sichtlich zusammen. Das gab der jungen Dame einen Stich durch das Herz, aber trotzdem hielt sie die Hand fest und sah ihm fest in die Augen. Ja, sie gewann es sogar über sich, zu lächeln. Beinahe schen blickte er auf, als sie zu sprechen begann:

„Lieutenant Egon . . . unter anderen Umständen würde ich vielleicht sagen: Ihr Antrag ehrt mich, mein Herr . . .“

Er athmete sichtbar und sah starr vor sich hin, wie vernichtet, dann plötzlich horchte er auf, wechselte abermals die Farbe und that betroffen einen Schritt zurück.

„Aber Hand auf's Herz . . . lieben Sie mich wirklich mit der Glut, die ein schwärmerisches Mädchen wie ich von dem Manne verlangt, dem sie sich zu eigen geben will? . . . Nein! — Sie können nicht lügen . . . Noch mehr, Sie lieben eine Andere . . . Sie lieben Helene und Helene liebt Sie wieder.“

Er stand da, ganz bleich, plötzlich wie versteinert und rührte kein Glied, die Gefühle, welche auf ihn einströmten in diesem Augenblicke, überwältigten ihn völlig.

„Deshalb kann ich die Ihre nicht werden, Lieutenant Egon. Aber einen Vorschlag will ich Ihnen machen: ich achte Sie hoch und liebe Sie wie einen Bruder, seien wir Freunde, vertrauen Sie mir, denken Sie, ich wäre Ihre Schwester!“

Sie ergriff abermals seine Hand.

„Lassen Sie mich vor Allem Ihnen sagen, daß es, weil ich Sie hochachte, mich mit tiefem Schmerz erfüllt, Sie bekümmert zu sehen, denn ich sage mir,

was müssen Sie leiden, daß Sie diesen schweren Schritt thun!“ Hier sah er auf; ihre Stimme hatte einen so eigenthümlichen Klang — an ihren Wimpern hingen Thränen.

„O . . . gnädiges Fräulein!“ stammelte er und sah verwirrt und beschämt ihr in's Antlitz und drückte ihre Hand, beinahe zum Zerbrechen. „Bei meiner Ehre! . . . ich bin vernichtet! Woher wissen Sie? . . .“ dann schwieg er, zog einem plötzlichen Impulse folgend die kleine, gemarterte Hand an seine Lippen und rief: „Wahrhaftig! Sie haben ein gutes Herz!“

Sie legte ihre Linke gegen seine breite Brust und sah zu ihm auf.

„Also sind wir Freunde . . . treue Freunde?“ fragte sie, durch Thränen lächelnd.

„Ja, — bei Gott! . . . Ich bin Ihr Freund!“

„Dann kommen Sie; legen Sie Ihren Helm fort und setzen Sie sich zu mir. — Wir müssen uns näher kennen lernen in dieser Stunde. — Ich verlange unbedingtes Vertrauen.“

Sie nahmen Beide neben einander Platz.

„Vorerst gebe ich Ihnen die Versicherung, lieber Egon, daß ich Ihnen beistehen werde mit allen meinen Kräften, vorausgesetzt, daß Sie eines Beistandes bedürfen; — mein Einfluß ist nicht gering.“

„Fräulein Marie! . . .“

„Sagen Sie einfach Marie zu mir und unterbrechen Sie mich nicht,“ versetzte sie mit einem gewinnenden, aufmunternden Lächeln, ja mit einer gewissen Schalkhaftigkeit sogar, die dem Dragoner seine Geständnisse erleichtern sollte.

„Ich weiß, Sie lieben Ihre Cousine.“

„Woher können Sie das wissen?“ fragte er sie ansehend und wurde sehr roth.

„Weil ich Augen habe und ein Weib bin und weil eure Augen bisweilen eine sehr beredte Sprache führten. — Weil ich das sah und weiß, frage ich Sie nicht, ob Sie Helene über Nacht untreu wurden und in Liebe zu mir entbrannten, sondern ich frage Sie, Egon, haben Sie Sorgen und kann ich Ihnen helfen?“

Er schwieg und senkte den Kopf. Sie schaute ihn theilnehmend an und fuhr fort:

„Drücken Sie oder einen der Ihrigen Verpflichtungen? — Scheuen Sie sich darüber mit der Tante zu sprechen? . . . Sie haben sich nicht zu schämen, mein Freund, denn ich weiß Vieles und zolle Ihnen meine höchste Achtung.“

Er bewegte sich unruhig auf seinem Stuhl, dann einen plötzlichen Entschluß fassend, sah er auf und antwortete ein kurzes, gepreßtes „Ja“.

„Sie Vermüster, — was müssen Sie gelitten haben! — Warum sprachen Sie nicht eher?“ fuhr sie mit dem Tone wärmster Theilnahme fort. — „Darf ich fragen, haben Sie Unglück gehabt in Wien? . . . vielleicht . . .“

„Ich hatte keins . . . im Gegentheil . . . ich bin ohne Schulden, ich habe noch übrig behalten, aber das reicht bei Weitem nicht aus.“

„So betrifft es Egbert oder Ihren Vater?“

„Meinen Vater,“ sprach er erröthend, mit bebender Lippe,

Sie reichte ihm die Hand.

„Armer Freund!“ rief tief ergriffen das freundliche Mädchen und sah ihn an mit einem langen, inhaltsvollen Blicke.

Er kämpfte noch eine Minute, dann sah er auf und begann zu sprechen:

„Beurtheilen Sie meinen Vater nicht falsch, Marie,“ hat er, „sein Loos war ein schweres... sein ganzes Leben lang trug er Ketten wie ein Galeerenflave, das machte ihn verstimmt, kalt und hochfahrend anscheinend, es nagte sogar seinen Charakter an!“

Mit ergreifenden Worten begann er nun eine einfache Darstellung der Verhältnisse, so wie sein Vater ihm dieselbe damals selbst gegeben hatte. Als er geendet hatte, erhob sich Marie.

„Ich helfe Ihnen! — Wenn's nicht gar zu hoch ist... nein, ganz egal, — mein Wort darauf, ich helfe Ihnen,“ sprach sie zuversichtlich. — „Nennen Sie mir die Summe, daß ich mit der Tante sprechen kann und sie bestimmen... sagen Sie.“

„Vierzigtausend Thaler!“

Sie blieb stehen, sann einen Augenblick nach und sprach noch einmal und mit Nachdruck:

„Die Tante hat Sie sehr lieb, Egon. — Es ist viel Geld, aber ich hoffe ganz bestimmt, heute Nachmittag Ihnen eine gute Nachricht bringen zu können. — Auch in der andern Sache — verlieren Sie den Muth nicht.“

Er nahm ihre Hand. „Auf Ehre!“ stammelte er. „Sie sind eine Perle!“

„Nein, drücken Sie mich nicht so, Sie sind ein Löwe an Kraft und ich nur ein gebrechliches Frauenzimmer,“ sprach sie bittend und schaute zu ihm auf. „Damit Sie übrigens sehen, daß ich Ihnen Ihre kleine Verwirrung von vorhin nicht übel nehme, — hier!“

Sie löste die Rose von ihrer Brust und gab sie ihm. „Bringen Sie dieselbe Helene und sagen Sie ihr, sie hätte gar keinen Grund, auf mich eifersüchtig zu sein.“

„Ich will es thun,“ sprach er mit einem hellen

Aufleuchten. „O Marie, wie beschämen Sie mich, — wie gut sind Sie und wie bedaure ich —“

„Still, still! Sie Törche! — Wir sind also Freunde, — geschworene Freunde?“

„Auf Ehre! — bei Tag und bei Nacht! — Wenn Sie etwas von mir verlangen — ich bin der Ihre, Marie!“

Im Uebermaße seiner Gefühle zog er das hübsche Mädchen an seine Brust und küßte sie. Sanft erlöthend machte sie sich von ihm los.

„Ich danke Ihnen. — Ich gehe jetzt, in Ihrem Interesse thätig zu sein — damit Sie nicht zu lange warten. — Wenn am zweiten Fenster nach dem Hofe hinaus eine Blume steht, dann hat die Tante das Geld bewilligt.“

Sie winkte mit der Hand und war hinaus, der Dragoner warf einen langen Blick zum Himmel hinauf und ging dann ebenfalls.

Nach einer halben Stunde stand dort ein Blumenstock und am selben Nachmittag noch erhielt der Präsident einen Brief von der Cousine Karoline, worin diese ihm schrieb, sie freue sich, ihrem lieben Cousin, den sie achten gelernt und der ihr sein gastfreies Haus geöffnet hätte, einen Dienst erweisen zu können. Er möge einliegende Anweisung auf fünfzigtausend Thaler freundlich von ihr annehmen, als eine Abschlagssumme auf Zukünftiges. — Er möge ihr nicht danken, denn sie sei eine alte Frau und das griffe sie an, aber sie liebe und achte ihn und freue sich, in der Lage zu sein, ihm eine Freude zu machen.

Der Präsident wurde so blaß wie die Wand, als er das las, gleich darauf trat dann das Blut vom Herzen wieder zurück. — Nach langen, langen Jahren endlich die Erlösung!... Er sank in den Stuhl, barg das Haupt zwischen die Arme und weinte. Das war mehr, viel mehr, als er erwartet hatte!

Der brave Dragoner aber ging noch am selben Abend hin zu Helene, traf sich mit ihr im Gartenhäuschen und brachte ihr die Rose und sich selbst.

(Fortsetzung folgt.)

M o s a i k.

Die Thiere und der Telegraph. Zwischen der Thierwelt und unserer modernen Telegrapheneinrichtungen kommt es häufiger zu Mißverständnissen, als man glauben sollte. Bei uns halten die Spazier die Telegraphendrähte für eine Freundlichkeit des Menschen, die ihnen während ihrer Flüge in der Ebene einen Ruhepunkt bereitet. In anderen Ländern sind die Beziehungen der Thiere zum Telegraphen der Depeschbeförderung oft recht ungünstig. So hat man vielfach von umgestürzten Telegraphenstangen gehört, welche von Bären und Wölfen umgelegt worden waren, weil sich diese Thiere, durch den Ton der durch die Luft in Schwingung versetzten Drähte getäuscht, in der Nähe eines Wienestodes zu befinden glaubten und nach dem Honig sahnbeten. Der Specht nimmt dasselbe Geräusch für die Arbeit eines Insekts und durchbohrt das Holz, um seiner Beute habhaft zu werden. Am Grunde des Ozeans bohren die Bohrwürmer die Kabel an; vor einiger Zeit signalisirte man im persischen Golf den Bruch eines unterseeischen Kabels durch den Schlag, den ein Walisch mit seinem Schwanz dagegen geführt hatte; den Zerstörer öffentlicher

Anstalten erlitt die gerechte Strafe, denn er verwickelte sich in den Nesten des Kabels und erdroffelte sich damit. In Japan sind es wieder die Spinnen, welche die Depeschen verderben; während der Nacht weben und spinnen diese fleißigen Arbeiter ihre Netze zwischen den in der Luft schwebenden Telegraphendrähten und den sie stützenden Stangen. Zu gewissen Jahreszeiten fällt nun reichlicher Thau, und dann werden diese Spinnweben in nassem Zustande zu guten Leitern, welche oft große Abweichungen und Stromverluste hervorbringen, so daß manchmal des Morgens von einem Punkte der Linie bis zum andern die sonderbarste Konfusion herrscht. Nach Sonnenaufgang, wenn die Gewebe wieder trocknen, oder nachdem man dieselben zerstört hat, wird erst wieder die Ordnung hergestellt.

Ein altes Heilmittel. Der berühmte Arzt Heim in Berlin, bekannt unter dem Namen „der alte Heim“, wurde einmal zu einer alten, sehr reizigen Dame gerufen, die ihm klagte, daß sie an den Augen leiden müsse, weil sie jeden Gegenstand doppelt sehe. „Zählen Sie recht oft Ihr Geld,“ sagte Heim trocken, „das wird Sie sicher kuriren!“